DER STERN

Dezember 1981
107. Jahrgang
Nummer 12

D 20 720 E

DER STERN

Veröffentlichung der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage

Dezember 1981
107. Jahrgang
Nummer 12

Die Erste Präsidentschaft: Spencer W. Kimball, N. Eldon Tanner, Marion G. Romney, Gordon B. Hinckley.

Das Kollegium der Zwölf: Ezra Taft Benson, Mark E. Petersen, LeGrand Richards, Howard W. Hunter, Thomas S. Monson, Boyd K. Packer, Marvin J. Ashton, Bruce R. McConkie, L. Tom Perry, David B. Haight, James E. Faust, Neal A. Maxwell.

Redaktionsleitung: M. Russell Ballard, Loren C. Dunn, Rex D. Pinegar, Charles A. Didier, George P. Lee, F. Enzio Busche.

Chefredakteur: M. Russell Ballard.

Geschäftsführender Redakteur: Larry A. Hiller · **Stellvertreter:** David Mitchell.

Ressortleiter: Bonnie Saunders (Kinderbeilage), Roger B. Gylling (Layout), Norman Price (Produktion).

Verantwortlich für die Übersetzung: Peter Keldorfer, Deutsche Übersetzungsabteilung, Im Rosengarten 25 B, D-6368 Bad Vilbel. Telefon: 06193/64017.

Lokalteil: Holger G. Nickel, Im Rosengarten 25 B, D-6368 Bad Vilbel. Telefon: 06193/64056.

INHALT

Jesus von Nazaret. *Spencer W. Kimball* 1
Dem Herrn zur Ehre. *Joy Saunders Lundberg* 9
Bete – und gib nicht auf! *R. Burke Peterson* 10
Die Liebe eines großen Bruders. *D. Brent Collette* 16
Warnung in der Nacht. *Isabelle Hanson* 21
Ich habe eine Frage: *1. Dale F. Pearson – 2. Sharon und Wayne Dequer* 22
Barbara Smith – berufen zu dienen, berufen zur Freude. *JoAnn Jolley* 27
Die FHV – ein Grund zum Singen. *Patricia W. Higbee* 33
Aaron. *Victor L. Ludlow* 36
Das Weihnachtsgeschenk. *Layne H. Dearden* 44
Die Abenteuer eines jungen britischen Matrosen (2. Teil). *William G. Hartley* 48

FÜR KINDER

Weihnachtserinnerungen eines Propheten. 1
Meerrettich zu Weihnachten. *Ted Sheil* 3
Antonios Kerze. *Virginia G. Jones* 7

Jahresabonnement:

DM 21,60 durch Einzugsverfahren (bei Bestellung durch Zweige oder Gemeinden).
Bei Direktbestellung an Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Stadtsparkasse Frankfurt 88666, BLZ 500 50 102.
sFr. 22,80 an Citibank, Genf, Konto-Nr. 0/312750/007 Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage in der Schweiz.
ÖS 144,– an Erste Österreichische Spar-Casse, Wien, Konto-Nr. 000-81388, Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage.
USA und Kanada (nicht mit Luftpost): $ 10.00.

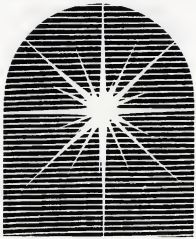
© 1981 by the Corporation of the President of The Church of Jesus Christ of Latter-day Saints. All rights reserved.

Verlag Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage, Porthstraße 5-7, D-6000 Frankfurt am Main 50.

Printed in the Federal Republic of Germany

PBMA 0642 GE

Botschaft von der Ersten Präsidentschaft



JESUS VON NAZARET

PRÄSIDENT SPENCER W. KIMBALL

Zu dieser Jahreszeit feiern wir die Geburt des Herrn, Jesus Christus. Vor einigen Jahren war ich mit meiner Frau und mit Bruder Howard W. Hunter und seiner Frau im Heiligen Land, und am Weihnachtsabend mischten wir uns unter die Tausende von religiösen Schwärmern und Neugierigen aus aller Welt. Gebeugt traten wir durch die niedrige Türöffnung in die Geburtskirche und fanden im Gedränge unseren Weg zur Krypta, wo, wie manche Kirchen behaupten, die Krippe gestanden habe und der Erretter geboren worden sein soll.

Als wir den metallenen Stern sahen, der in den Betonboden eingelassen ist, war uns, als verschwimme er vor unserem Blick und als hätten wir eine roh gezimmerte Krippe in einer Höhle vor Augen, neben der eine Frau saß. Sie war schön von Angesicht und Geist, und ihr Blick ruhte auf einem kleinen Kind, das wie andere hebräische Kinder in Windeln gewickelt war. Es war wahrscheinlich bereits gewaschen, mit Salz eingerieben und auf ein quadratisches Tuch gelegt worden, den kleinen Kopf auf der einen Ecke des Tuches, die winzigen Füße auf der gegenüberliegenden. Das Tuch hatte man über ihm zusammengeschlagen und das ganze kleine Bündel in Windeln gewickelt. Die Händchen waren ihm an die Seite gebunden, doch gelegentlich wurde das Kind befreit, mit Olivenöl eingerieben und möglicherweise mit Myrtenblättern gepudert. Wenn es noch in Windeln lag, konnte es auf der Reise nach Ägypten leicht getragen und vielleicht sogar der Mutter auf den Rücken gebunden werden.

Wie dankbar sind wir doch, daß das

Jesukind geboren wurde. Messen wir aber seiner Geburt mehr Gewicht bei als seinem übrigen Leben? Ist die Geburt das wichtigste Ereignis im Leben? Wir könnten fragen: Wozu werden wir eigentlich geboren? Welchen Sinn hat die Geburt?

Bedenken wir, daß Millionen geboren worden sind. Kain wurde geboren, doch sein Leben endete in Finsternis. Was war mit seinem Leben?

Nero wurde geboren, doch sein späteres Leben bot dafür nur wenig oder keine Rechtfertigung. Adolf Hitler wurde geboren. Was war mit seinem Leben? Millionen sind in Dachau und anderen Folterstätten verhungert und zugrunde gegangen.

Ja, die Menschen sterben auch – alle Menschen. Millionen sterben unbeachtet, ruhmlos, ja, unbekannt. Es erhebt sich die Frage: Haben sie das Maß ihrer irdischen Erschaffung erfüllt? Gewiß kommt es nicht so sehr darauf an, ob oder wo jemand stirbt, sondern vielmehr darauf, daß er nicht in seinen Sünden stirbt. Viele Menschen, die vor der Sintflut gelebt hatten, starben durch die Fluten einen schändlichen Tod in ihren Sünden.

Auch Christus ist gestorben. Sein Tod war erhaben und von großer Bedeutung. Er starb, um für unsere Sünden zu sühnen, uns die Auferstehung zu ermöglichen, uns den Weg zu einem vollkommenen Leben und zur Erhöhung zu weisen. Er starb zu einem bestimmten Zweck und freiwillig.

Er kam ganz klein zur Welt, sein Leben war vollkommen, sein Beispiel unwiderstehlich; durch seinen Tod gingen die Türen auf, und dem Menschen standen jetzt jede gute Gabe, jede Segnung offen. Er hätte vielleicht viel früher sterben und den ersten Teil der Forderung erfüllen können, nämlich Auferstehung und ewiges Leben. Doch offenbar mußte er ein längeres und gefahrvolles Leben führen, um den Weg zur Vollkommenheit genau festzulegen.

Mehr als drei Jahrzehnte lebte er unter ständiger Gefahr und Bedrohung. Vom furchtbaren Kindermord des Herodes in Betlehem an bis zu dem Zeitpunkt, als Pilatus ihn dem blutdürstigen Pöbel auslieferte, lebte Jesus fortwährend in Gefahr. Für seine Ergreifung war eine Belohnung ausgesetzt. Der Preis, der schließlich bezahlt wurde, betrug 30 Silberstücke. Offenbar trachteten ihm nicht nur seine Feinde unter den Menschen nach dem Leben, sogar seine Freunde verließen ihn. Der Satan und seine Kohorten verfolgten ihn ständig. Trotzdem konnte er, wie wir sehen, die Erde auch nach seinem Tod noch nicht verlassen, ohne die von ihm erwählten Führer weiter zu unterweisen. Vierzig Tage blieb er noch auf Erden, um die Apostel auf ihre Führungsaufgaben und die Menschen auf ihre Rolle als Heilige vorzubereiten.

Wenn wir sein Leben betrachten, sehen wir, wie sich die Prophezeiungen erfüllten. Wie vorhergesagt, war er „ein Mann voller Schmerzen, mit Krankheit vertraut". (Jes 53:3.)

Wie hätte er sein Volk wirksam führen, wie uns den Weg zur Befolgung seiner Gebote zeigen können, wenn er neben Freude nicht auch Schmerz ertragen hätte? Wie hätte man je wissen können, daß ein Mensch Vollkommenheit erreichen kann, oder wie sollte man einen

Menschen dazu bringen, nach Vollkommenheit zu streben, wenn nicht jemand bewies: „Es ist möglich!"? So durchlebte er Prüfungen – Tag und Nacht – sein Leben lang.

Das Leben, das er Tag für Tag führte, zeigt jedoch seine Macht, seine Fähigkeit, seine Kraft. Christi Leben war von Geburt an rauh. Als unwillkommener Gast wurde er in einer Krippe geboren und genoß nicht einmal die in israelitischen Häusern damals üblichen Annehmlichkeiten. Für ihn gab es in der Herberge keinen Platz.

Er war noch klein, als er überstürzt in ein fremdes Land gebracht werden mußte, um sein teures Leben zu retten. Es war eine beschwerliche Reise voller Hast und Angst, hart für das kleine Kind, das vielleicht noch von seiner Mutter gestillt wurde. Unterwegs war er wahrscheinlich allerlei Unannehmlichkeiten ausgesetzt – da waren Sandstürme, Erschöpfung, ungewohntes Essen, fremde Sitten und eine neue, fremde Welt. Der Weg nach Nazaret war noch länger und anstrengender, und er mußte ihn wieder zurücklegen, um einem herzlosen Herrscher aus dem Weg zu gehen.

Die Prüfungen hörten nie auf. Vielleicht hat ihn sein Bruder Luzifer sagen hören, als er noch ein Junge von zwölf Jahren war: „Wußtet ihr nicht, daß ich in dem sein muß, das meinem Vater gehört?" (Lk 2:49.) Dann kam die Zeit, wo der Satan versucht ihn zu Fall zu bringen. Ihre Begegnung in der früheren Welt war nicht so ungleich gewesen. Jetzt aber war Jesus jung und der Satan erfahren. Durch List und mit Herausforderungen gedachte er den heranwachsenden Erretter zu vernichten.

Auf all seine Annäherungen erfolgte jedoch die standhafte Weigerung: „Weg mit dir, Satan! Denn in der Schrift steht: Vor dem Herrn, deinem Gott, sollst du dich niederwerfen und ihm allein dienen." (Mt 4:10.) Welch ein einsames Leben muß er geführt haben! Ein ungestörtes Privatleben war ihm verwehrt. Fast nach jedem Wunder bat er den Geheilten: „Nimm dich in acht! Erzähle niemand etwas davon!" (Mk 1:45.)

Doch diejenigen, die seiner Macht und Güte teilhaftig wurden, gingen umher und posaunten die Sache hinaus, „so daß sich Jesus in keiner Stadt mehr zeigen konnte; er hielt sich nur noch außerhalb der Städte an einsamen Orten auf". (Mk 1:45.) Jedes Wort, das er sagte, wurde angegriffen. Jeden Grundsatz mußte er verteidigen. „Warum fastest du nicht? Warum essen deine Jünger mit ungewaschenen Händen?

Warum brichst du das Gesetz des Sabbats und heilst an diesem Tag?" Die führenden Männer wollten ihn dafür töten, daß er am Sabbat heilte.

Es war schlimm genug, daß ihm seine Feinde Fallen stellten, doch sogar seine Freunde „machten sich auf den Weg, um ihn mit Gewalt zurückzuholen; denn sie sagten: Er ist von Sinnen". (Mk 3:21.)

Von wem konnte er Mitgefühl erwarten? War das der Grund, weshalb er so oft einen Berg erstieg, um allein zu sein und bei seinem Vater Trost zu holen? Einsam, allein, niemand, dem er sich anvertrauen konnte, nirgends, wohin er sich wenden konnte. „Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester; der Menschensohn aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann." (Lk 9:58.)

So erklimmt er eben die Hügel, aber man folgt ihm. Er fährt über das Wasser, doch auch dort wartet die Menge. Er legt sich im Schiff zur Ruhe und wird unsanft mit dem Vorwurf geweckt: „Kümmert es dich nicht, daß wir zugrunde gehen?" (Mk 4:38.)

Sogar als er seinem Tod entgegenging, mußte er zu seinen Zwölfen sagen: „Habe ich nicht euch, die Zwölf, erwählt? Und doch ist einer von euch ein Teufel." (Joh 6:70.) Danach war er tagtäglich mit einem Verräter zusammen.

Wie einsam! Wie trostlos! Immer fliehen und warten und dabei wissen, daß der Tod nicht mehr fern war! „Er wollte sich nicht in Judäa aufhalten, weil die Juden darauf aus waren, ihn zu töten." (Joh 7:1.)

Er wollte unerkannt bleiben, doch er konnte sich nicht verbergen. Eine seiner größten Enttäuschungen war seine Heimkehr. Er wurde nicht gefeiert, sondern nur neugierig begafft und dann verstoßen. „Ist das nicht der Zimmermann, der Sohn der Maria?" (Mk 6:3.) Der gewöhnliche Junge von der Straße, sagten sie.

Auf seine Ergreifung wurde eine Prämie ausgesetzt. Immer sah er sich der Gewalt gegenüber. Die Leute wurden nach seinem Aufenthalt gefragt, so daß man ihn töten könnte. Das Schreckgespenst des Todes ging vor ihm her, ruhte und wandelte mit ihm und folgte ihm überall hin.

Wie schwer muß es ihm, der einen Feigenbaum mit einem einzigen Wort verdorren lassen konnte, gefallen sein, seine Feinde nicht zu verfluchen. Statt dessen aber betete er für sie. Zurückschlagen und heimzahlen ist menschlich, doch Beleidigungen hinnehmen, wie er es tat, ist göttlich. Er wurde immerfort auf die Probe gestellt: als er sich von dem bekannten Verräter küssen ließ, ohne Widerstand zu leisten; als er von einem verworfenen Pöbelhaufen ergriffen wurde und seinem getreuen Apostel Petrus verwehrte, ihn zu verteidigen, obwohl dieser würdige Mann bereit gewesen wäre, im Kampf für ihn zu sterben.

Mit zwölf Legionen Engeln unter seiner Herrschaft ergab er sich und nahm den tapferen Apostel an seiner Seite die Waffe ab. Er ließ sich abführen und beleidigen, ohne zurückzuschlagen.

Hatte er nicht gesagt: „Liebet eure Feinde" (Mt 5:44)?

Ruhig und beherrscht, voll göttlicher Würde stand er da, als sie ihm ins Gesicht spien. Sie stießen ihn umher, doch kein Wort des Zorns entkam

seinen Lippen. Sie schlugen ihn ins Gesicht und mißhandelten ihn, doch er stand fest und unerschrocken da.
Er befolgte buchstäblich seine eigene Ermahnung: Als sie ihn schlugen, kehrte er ihnen die andere Wange auch zu. Er zuckte nicht, stritt nichts ab und wehrte sich nicht. Als falsche, gekaufte Zeugen über ihn die Unwahrheit sagten, verurteilte er sie offenbar nicht. Sie verdrehten ihm das Wort im Mund und legten es ihm falsch aus. Trotzdem blieb er ruhig und gelassen. Hatte er nicht gelehrt: „Betet für die, die euch verfolgen" (Mt 5:44)?
Er, der allein die Welt und alles, was darin ist, geschaffen hat; er, der Schöpfer des Silbers, aus dem die Münzen geprägt waren, um die er verkauft wurde; er, dem auf beiden Seiten des Schleiers Helfer zu Gebote standen – er stand da und litt.
Auch zu den Leuten, die nach Barrabas riefen – „Laßt den Barrabas frei" (Lk 23:18) – sagte er nichts. Sogar als sie nach seinem Blut verlangten – „Kreuzige ihn, kreuzige ihn" (Lk 23:21) – kam aus seinem Mund kein bitteres, gehässiges oder verdammendes Wort. Er blieb ruhig. Das ist göttliche Würde, Macht, Beherrschung. Barrabas statt Christus! Barrabas frei, Christus gekreuzigt! Der Schlechteste und der Beste; der Gerechte und der Ungerechte; der Heilige gekreuzigt, der Übeltäter frei. Trotzdem rächte er sich nicht, beschimpfte niemand, verdammte niemand.
Doch es kamen noch weitere Prüfungen. Obgleich man ihn für unschuldig befand, wurde er gegeißelt. Unwürdige schlugen ihn, den Reinen und Heiligen, den Sohn Gottes. Ein Wort von seinen

Lippen und all seine Feinde wären hilflos zu Boden gestürzt. Alle wären zugrunde gegangen, wären zu Staub und Asche geworden. Doch er litt still.
Dann die Dornenkrone. Wie schmerzhaft und zermürbend! Und doch blieb er gleichmütig! Solche Kraft, solche Gewalt über sich selbst – mehr, als wir erfassen können.
Blut von den Dornen wollten sie sehen. Hatten sie nicht soeben gesagt: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder" (Mt 27:25)? Jetzt ließen sich diese Menschen durch nichts mehr zurückhalten. Sie wollten ihren Blutdurst stillen und befriedigen. Das würde durch die Kreuzigung geschehen, doch erst mußten sie ihrem bestialischen Sadismus freien Lauf lassen. Erst mußten sie ihm ihren ekeligen Speichel ins Gesicht schleudern und menschenunwürdige Grausamkeiten an ihm begehen.

Sein wunder, zerschlagener, blutiger Körper sollte das schwere Todesinstrument selbst tragen, während die anderen ohne Last auf ihrem starken Rücken zusahen, wie ihm der Schweiß ausbrach, wie er zerrte und hob – ein hilfloses Opfer. Doch war er wirklich hilflos?

Konnte er nicht immer noch zwölf Legionen Engeln befehlen? Standen sie nicht immer noch mit gezogenem Schwert bereit? Litten sie nicht immer noch mit, während es ihnen verwehrt war, die Hand zu heben und ihm zur Rettung zu eilen?

Doch er geht seinen Weg allein. Die Nägel werden ihm durch Hände und Füße geschlagen, durch weiches, zitterndes Fleisch. Der Schmerz wird immer tobender. Der Kreuzesstamm fällt ins Loch, das Fleisch zerreißt. Welch unsäglicher Schmerz! Neue Nägel werden ihm in die Handgelenke geschlagen, damit sein Leib nicht etwa herabfalle und gerettet werde.

Immer lauter wird das Hohngeschrei des Pöbels, der herankommt und gafft, lästert und spottet. „Anderen hat er geholfen, sich selbst kann er nicht helfen." (Mk 15:31.)

Welche Versuchung muß dies für den Herrn gewesen sein – hätte er doch ohne Wunden und Schmerzen herabsteigen können! Welch eine Herausforderung muß dies gewesen sein – und doch hatte er seinen Entschluß getroffen einen Entschluß, bei dem er große Blutstropfen geschwitzt hatte, hatte er doch seine Mission vor sich gesehen, nämlich vorwärtszuschreiten durch all die furchtbare Schmach bis zum schließlichen Tod, um gerade jene Menschen und ihre Kinder zum Leben zu erwecken, wenn sie bloß auf ihn hörten.

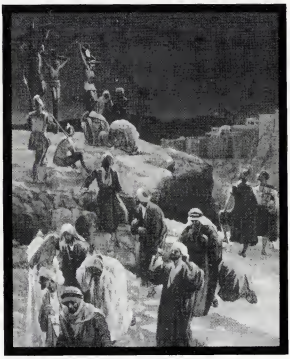
Auch jetzt, da sein Erdenleben zur Neige ging, behielt er die Gewalt über sich und hielt der Versuchung stand, sie seine Macht fühlen zu lassen. Der Luzifer, der ihn in der Wildnis, auf dem Berg und auf den Zinnen des Tempels versucht hatte, hatte seine Anhänger mit viel Erfolg angestiftet. Sie bedienten sich nun derselben Taktik, ja, sogar derselben Worte: „Wenn du der König der Juden bist, dann hilf dir selbst!" (Lk 23:37.) Der Dieb am Kreuz forderte ihn heraus: „Bist du denn nicht der Messias? Dann hilf dir selbst und auch uns!" (Lk 23:39.)

Im weiteren Kreis drängten sich andere, die ihn ebenfalls verfolgten und kaum einen Deut besser waren. Die überheblichen Priester in ihren bestickten Gewändern, die Führer des Volkes – alles nichtswürdige Menschen – lästerten und höhnten ebenfalls.

Seine letzte Stunde war gekommen. Er war allein – mitten in einer Volksmenge. Er war allein, und die Engel warteten voll Ungeduld darauf, ihm Trost zu spenden. Allein mit seinem Vater, der mitfühlte, doch wußte: Sein Sohn mußte den blutigen, qualvollen Weg allein gehen. Allein, erschöpft, fiebernd, sterbend rief er aus: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" (Mt 27:46.) Allein war er im Garten Getsemani gewesen und hatte um Kraft gebetet, damit er den bitteren Kelch zu leeren vermochte.

Er hatte gesagt: „Liebet eure Feinde." Nun zeigte er ihnen, wie sehr jemand seine Feinde lieben kann. Er starb am Kreuz für die, die ihn daran genagelt hatten. Bei seinem Tod ertrug er so

großes Leid wie kein anderer Mensch vor ihm oder danach. Trotzdem rief er: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ (Lk 23:34.) War dies nicht das Schlußwort, die höchste aller Taten? Wie göttlich war es doch, den Menschen zu vergeben, die ihn töteten, die nach seinem Blut schrien. Er hatte gesagt: „Betet für die, die euch verfolgen“ – und jetzt betete er für sie. Er lebte in vollkommener Weise nach dem, was er lehrte. Sein Gebot an uns lautet: „Ihr sollt also vollkommen sein.“ Durch sein Leben, seinen Tod und seine Auferstehung hat er uns wahrlich den Weg gezeigt. So wie Auferstehung und Tod und Leben spielt auch die Geburt auf dem Weg zur Vollkommenheit eine wichtige Rolle.



Damit kehre ich im Gedanken wieder zurück nach Betlehem – in das heutige Betlehem. Meine Frau und unsere Begleiter befinden sich in der drängenden Menge, wir werden hierhin und dahin geschoben. Fast gehen wir unter in dem Meer von Leibern und Gesichtern. Es ist schwer, sich auf den heiligen Zweck unseres Kommens zu besinnen. Auf dem Hügel gibt es wenig, was uns zur Andacht mahnen oder unser Verlangen stillen würde, mit unseren Gedanken allein zu sein.

Wir lassen uns mit dem Taxi auf den Hügel fahren, wo man die Weide der Hirten überblickt. Unter uns in dem kleinen Tal ist das Feld von Boas und Rut. Vor uns liegt das hügelige Land, wo die Hirten einst ihre Schafe hüteten. Auf der Anhöhe des Hügels sehen wir eine Höhle, von wo aus man einen Blick über das kleine Tal hat. Dort sollen die Hirten in jener bedeutsamen Nacht geschlafen und gewacht haben. Die offene Höhle schützte sie vor der Kühle der Nacht, und zugleich konnten sie die Schafe im Auge behalten. Es war der einzige Ort in der Nähe von Betlehem, wo wir allein sein konnten. Wir standen in der Finsternis, und wie damals die Hirten blickten wir hinunter ins Tal und hinauf zum Sternenhimmel.

Haben in jener Nacht nicht die Engel gesungen? Auch wir vermeinten leise Musik zu vernehmen – nicht laut, doch so vielstimmig harmonisch, daß sie uns tief ins Herz drang. Uns war, als hörten wir einen Chor die unsterbliche Melodie, den Ruf aller Zeiten, singen: „Verherrlicht ist Gott in der Höhe, und auf Erden ist Friede bei den Menschen seiner Gnade.“ (Lk 2:14.)

Als uns diese Worte und Klänge vom Himmel ins Herz drangen, begannen wir vier zu singen. Nachdem wir „Weit, weit

entfernt, dort im Morgenland“ gesungen hatten, standen wir eng beieinander in der Sternennacht, die Mäntel fest zugezogen – einander körperlich, geistig und in unseren Gefühlen nahe, und sprachen miteinander. Kein Licht außer den blinkenden Sternen am Himmel; kein Laut, außer unserem Flüstern. Unser Vater schien nahe, sein Sohn nicht weit. Wir beteten. Unsere Herzen, einstimmiger als eine einzige Stimme, suchten Ausdruck für ihre Liebe und Dankbarkeit, und unser Gebet stieg empor, zusammen mit den Gebeten der ganzen Menschheit an jenem Abend.

In einem Dankgebet gaben wir unserer Liebe Ausdruck. Wie Schleusen, die sich öffnen und die lang dahinter aufgestauten Wasser freigeben, schütteten wir unseren Dank aus – mit fast unhörbarer Stimme, gedämpft von Ehrfurcht und den ungreifbaren Kräften der himmlischen Welt. Wir sind dankbar, Vater, daß wir mit solcher Gewißheit wissen: Du lebst; das Kind, das hier geboren wurde, war in der Tat dein Sohn. Wir sind dankbar, daß dein Plan Wirklichkeit ist und zur Erhöhung führt. Wir sagten ihm, daß wir ihn lieben und kennen und daß wir ihm nachfolgen wollen. Wir widmeten seiner Sache erneut unser Leben, unser Alles.

Die Jahre sind seither gekommen und gegangen, doch immer noch weihen wir uns zu dieser schönen Jahreszeit von neuem seinem Werk. Wir laden alle Menschen überall ein, sich unseren Gebeten anzuschließen und ihm ihre Freude und Liebe und ihre Dankbarkeit für das Leben und die Lehre unseres Herrn und Erretters, Jesus Christus, des Gottessohns, auszudrücken. □

Für die Heimlehrer

1. Erzählen Sie ein persönliches Erlebnis, das Ihnen geholfen hat, die Rolle, die der Erretter in Ihrem Leben spielt, besser zu verstehen, oder erzählen Sie eine Geschichte aus der heiligen Schrift, die beispielhaft zeigt, wie sehr der Herr uns liebt und an uns Anteil nimmt.

2. Fragen Sie die Familie, ob jemand von ihnen schon einmal ein persönliches Erlebnis gehabt hat, das ihm hilft, das Leben und die Mission des Erretters mehr zu schätzen.

3. Fordern Sie die Familie auf, es sich zur Gewohnheit zu machen, daß sie sich täglich mit dem Leben des Erretters beschäftigen, damit sie ihn besser kennenlernen und so leben, wie er es von ihnen erwartet.

4. Sind in dem Artikel einzelne Passagen oder Schriftstellen, die die Familie vorlesen könnte, oder haben Sie außerdem noch Schriftstellen, die Sie gern gemeinsam mit der Familie lesen möchten?

5. Wäre es für dieses Gespräch besser, wenn Sie sich vor dem Besuch mit dem Haushaltsvorstand unterhalten?

DEM HERRN ZUR EHRE

Joy Saunders Lundberg

Unmittelbar vor Weihnachten hatten wir einen besonderen Gast zum Familienabend eingeladen. Wir saßen im Wohnzimmer, und ich sagte dieser Schwester, warum sie bei uns war: „Marie, wir haben gesehen, was du alles tust, und festgestellt, daß du den Erretter liebst. Wir konnten ihn nicht persönlich einladen, um den Tag seiner Geburt zu feiern, und so haben wir uns entschlossen, jemand einzuladen, der sich bemüht, wie er zu sein. Wir haben uns für dich entschlossen, Marie."

Marie ist eine liebenswerte alleinstehende Frau, die trotz eigener Schwierigkeiten für andere im stillen Gutes tut. Tränen traten ihr in die Augen, als ihr unsere Kinder der Reihe nach sagten, bei welchen Taten, die denen Christi gleich waren, sie sie beobachtet hatten.

Als aber unser Achtjähriger an die Reihe kam, war sein Herz so voll, daß er kein Wort herausbrachte. Anfang des Jahres hatte er Nachhilfeunterricht beim Lesen gebraucht, und sie hatte ihn den ganzen Sommer betreut, ohne dafür etwas zu nehmen. Jetzt – mehrere Monate danach – hatte er endlich Erfolg in der Schule.

Alle im Raum verspürten die tiefen Gefühle, die unser Sohn zum Ausdruck bringen wollte. Der Augenblick war so heilig, daß es schien, als sei Jesus schließlich doch selbst zu uns gekommen.

Wir verspürten bei diesem Weihnachtsfest einen so guten Geist, daß wir uns entschlossen, von da an immer einen Menschen, der Christus ähnlich war, – oder eine ganze Familie – zum Weihnachtsfest einzuladen – dem Erretter zur Ehre. Dies hat uns dazu bewegt, daß wir jeden Tag noch eifriger danach streben, so zu sein wie er. □

BETE – UND GIB NICHT AUF!

Nach einer Ansprache, anläßlich einer Fireside, woran 14 Pfähle teilnahmen, am Sonntag, den 2. März 1980 an der Brigham Young-Universität

Bischof H. Burke Peterson,
Erster Ratgeber des Präsidierenden Bischofs

Das größte Ziel im Leben – und nichts fordert mehr von uns – besteht darin, daß wir den Erretter kennenlernen. Wir lernen ihn kennen, indem wir so leben wie er und seine Gebote halten. Und noch besser lernen wir ihn kennen, indem wir von ihm Zeugnis geben. Wenn wir seine Gebote nicht halten und nicht von ihm Zeugnis geben, erfüllen wir den Zweck unseres Lebens nicht zur Gänze. Es gibt viele gute Menschen auf der Welt, die allerlei Gutes tun, jedoch vom Erretter und seiner Mission nicht Zeugnis geben können.

Wenn wir uns bemühen, rechtschaffen zu leben, werden uns Prüfungen, Enttäuschung und Entmutigung widerfahren. Die Kette von Schwierigkeiten reißt nie ab. Sie treffen einen jeden von uns. Niemand bleibt davor bewahrt, und niemand bildet eine Ausnahme.

Als ich Bischof und Pfahlpräsident in Arizona war, dachte ich tatsächlich, die Generalautoritäten hätten es schön, weil sie sich wegen nichts außer wegen der Führung der Kirche Sorgen zu machen brauchten. Dann wurde ich selbst Generalautorität. Inzwischen weiß ich, daß alle Führer der Kirche mit Schwierigkei-

ten zu kämpfen haben – im persönlichen Bereich, in der Familie und was ihre Gesundheit anbelangt. Das verlangt auch den besten von ihnen viel ab. Sie haben Prüfungen, die ich gewiß nicht mit ihnen tauschen möchte.

Wir alle wissen von den gesundheitlichen Schwierigkeiten Präsident Kimballs. Ich weiß noch, wie wir vor vielen Jahren, als ich in die Präsidierende Bischofschaft berufen wurde, in einen Raum im Tempel gebeten wurden, wo die neu bestätigten Brüder eingesetzt werden sollten. Vor den Einsetzungen sollten die Brüder Präsident Kimball einen Segen geben. Er war damals Präsident des Kollegiums der Zwölf und stand kurz vor einer Herzoperation.

Als ich ihn in seinem Stuhl sitzen sah – die Apostel hatten ihm die Hände aufgelegt –, dachte ich: „Warum? Warum muß sich ein Mann, der so viel mitgemacht hat, jetzt auch noch einer Herzoperation unterziehen?" Ich wußte, der Herr konnte ihn in einem Augenblick heilen, wenn er wollte, und ich fragte mich, warum er es nicht tat. Heute verstehe ich – und Sie wahrscheinlich auch –, daß der Herr einen Mann, einen Apostel, darauf vorbereitete, sein Prophet zu sein. Er wollte einen Propheten und Präsidenten, der auf ihn hören, die Eingebungen des Geistes empfangen und sich ihnen öffnen würde.

Das ist auch der Grund, weshalb wir alle fortwährend Prüfungen ausgesetzt sind. Wir brauchen solche Erfahrungen, damit wir dem Herrn näherrücken und lernen, in allem auf ihn zu vertrauen. Das ist es, was er von einem jeden erwartet. In erster Linie möchte er, daß wir ihn kennen.

Vielleicht fällt Ihnen das Beten schwer, weil sie sich gar nicht sicher sind, ob der Herr zuhört. Vielleicht sind Sie sich nicht einmal sicher, ob es ihn überhaupt gibt. Vielleicht fühlen Sie sich auch schuldig oder unwürdig. Was immer auch die Ursache ist – Ihre Verbindung zu ihm ist in diesem Fall nicht so, wie sie sein sollte.

Haben Sie sich schon einmal allein hingekniet und den Herrn um etwas gebeten, was Ihnen viel bedeutet, um dann festzustellen, daß Ihr Gebet nicht in der erhofften Weise erhört wurde? Ich schon. Haben Sie jemals Tag für Tag um etwas Bestimmtes gebetet und dann festgestellt, daß es sich nicht so gefügt hat, wie Sie wollten? Ich schon. In der Vergangenheit habe ich es oft und oft erlebt, daß ich mich von den Knien erhob und mich verzweifelt gefragt habe: „Hat es überhaupt einen Sinn? Er hört nicht einmal zu" oder: „Vielleicht bin ich nicht würdig" oder: „Vielleicht verstehe ich einfach seine Antwort nicht".

Vor ein paar Jahren dachte ich nach einem solchen enttäuschenden Erlebnis beim Beten an meinen irdischen Vater, der schon seit einiger Zeit verstorben ist. Als er noch lebte, konnte ich immer zu ihm gehen und über alles mit ihm reden, und er hörte mir zu. Er war nicht vollkommen, doch er hörte einem zu. Nun möchte ich Ihnen sagen: Ich weiß, daß der himmlische Vater zuhört, wenn eins seiner Kinder sich niederkniet und zu ihm spricht. Ich weiß nichts gewisser als dies – daß der himmlische Vater jedes Gebet seiner Kinder hört. Ich weiß, daß unsere Gebete zum Himmel aufsteigen. Was immer wir auch falsch gemacht haben, er hört uns zu.

Ich glaube auch, daß er uns antwortet. Ich glaube nicht, daß er seine Kinder unbeachtet läßt, wenn sie zu ihm spre-

chen. Die Verständigung mit ihm ist deshalb schwierig, weil nicht alle von uns gelernt haben, auf seine Antwort zu hören, oder weil wir dazu gar nicht bereit sind. Ich glaube, wir empfangen seine Antwort, wenn wir uns dafür bereitmachen.

Wenn wir durchs Leben gehen, errichten wir zwischen uns und dem Herrn oftmals eine Mauer. Sie besteht aus unseren Sünden, von denen wir nicht umkehren. In dieser Mauer können Steine verschiedener Größe und Form sein – zum Beispiel, weil wir zu jemand gehässig waren. Wenn wir unsere Führer und Lehrer in der Kirche kritisieren, können wir einen Stein hinzufügen und einen weiteren, wenn wir nicht bereit sind, einem anderen zu vergeben. Schmutzige Gedanken und Handlungen können einen sehr großen Stein in dieser Mauer darstellen. Unehrlichkeit ist ein solcher Stein, Eigennutz wieder einer und so weiter.

Auch wenn wir vor uns eine Mauer errichten, antwortet uns der Herr vom Himmel, wenn wir zu ihm rufen. Doch anstatt daß seine Antwort uns ins Herz dringt, trifft sie auf die Mauer und prallt von ihr ab. Seine Antwort dringt nicht bis zu uns durch, und so sagen wir: „Er hört mich nicht" oder: „Er antwortet nicht". Manchmal ist solch eine Mauer sehr mächtig, und nichts in unserem Leben ist so wichtig, als sie niederzureißen oder, wenn man so will, uns rein zu machen – uns innerlich zu reinigen, damit wir mit dem Geist in Einklang sein können.

Ich möchte Ihnen ein paar Beispiele nennen. Ich nehme an, jeder hat schon erlebt, daß ihm jemand etwas Unangenehmes angetan hat, was ihn zornig machte. Wir können das nicht vergessen, und wir gehen dem Betreffenden aus dem Weg. Wir vergeben ihm nicht. Der Herr hat aber unmißverständlich zu denjenigen gesprochen, die ihren Mitmenschen nicht vergeben. Vor vielen Jahren hatte ich in diesem Zusammenhang ein Erlebnis. Ich bildete mir ein, man hätte mich übervorteilt, und ich

Ich weiß, daß der himmlische Vater zuhört, wenn eins seiner Kinder sich niederkniet und zu ihm spricht.

mochte den Betreffenden nicht. Ich mochte nicht in seiner Nähe sein. Wenn ich ihm auf der Straße begegnete, ging ich auf die andere Seite. Ich redete nicht mit ihm. Die Sache hätte schon lange bereinigt sein sollen, so aber ließ ich mir davon immer noch die Seele zerfressen. Endlich faßte ich den Entschluß, darum zu beten, daß ich diesem Mann gegenüber bessere Gefühle hegen könne. Am nächsten Morgen kniete ich mich nieder und betete um ein freundliches Gefühl ihm gegenüber, doch als ich mich erhob, mochte ich ihn noch immer nicht. Auch am darauffolgenden Abend und eine Woche später – sogar einen Monat später konnte ich ihn nicht leiden. Dabei hatte ich jeden Morgen und jeden Abend darum gebetet. Ich gab aber nicht auf, und schließlich wurde mein Gebet immer inständiger. Ich betete nicht mehr, ich flehte. Nach vielen Gebeten kam

endlich der Tag wo ich wußte: Jetzt könnte ich vor dem Herrn stehen, wenn ich müßte, und er würde wissen, mein Herz war wenigstens in dieser Hinsicht rein. Nach einiger Zeit war in mir eine Veränderung vorgegangen. Der Stein des Nichtvergebens war fort.

Ob wir imstande sind, die Eingebungen des Geistes zu empfangen und die Antwort auf unsere Gebete zu hören, hängt davon ab, wie wir leben. Verstehen wir dies nicht falsch. Der himmlische Vater gibt uns in jedem Fall eine Antwort, doch sind wir oft nicht bereit, ihn anzuhören. Manche Gebete werden gleich erhört, bei anderen dauert es länger, und das sind die Fälle, wo wir den Mut verlieren.

Vor einigen Jahren erhielt ich einen Auftrag, der mich nach Deutschland führte. Vor dem Abflug hatte ich mit einer Grippe zu kämpfen, und ich war nicht sicher, ob ich die Reise überhaupt antreten sollte. Ich dachte jedoch, es sei besser zu fahren – es waren ja viele Vorbereitungen nötig gewesen, und viele Leute waren davon betroffen. Nach dem Flug New York – Frankfurt fühlte ich mich müde und unwohl. Ich war allein und konnte kein Deutsch, daher nahm ich gleich am Flughafen ein Hotelzimmer. Bevor ich aufs Zimmer ging, suchte ich eine Apotheke auf und holte mir ein Rachendesinfektionsspray. Der Behälter hatte einen fingerlangen Plastikansatz, den man sich in den Rachen stecken mußte, um sich das Medikament zuzuführen.

Ich ging aufs Zimmer und machte mich bereit, eine Weile zu schlafen. Als ich das Spray nehmen wollte, ging das Plastikröhrchen ab und rutschte mir durch den Hals hinunter. Ich konnte es nicht spüren, doch ich wußte, irgendwo drinnen hatte ich ein Plastikröhrchen stecken. Was sollte ich tun? Ich hustete und tat alles mögliche, um das Rohr herauszubekommen. Dann fing ich an, mir Sorgen zu machen – nicht, daß ich in Lebensgefahr gewesen wäre, doch es warteten in mehreren Ländern Leute auf mich, und ich sollte die nächsten drei Wochen unterwegs sein. Wenn nicht sofort etwas geschah, würde ich in eine Klinik müssen, um das Röhrchen operativ entfernen zu lassen. Ich brauchte sofort Hilfe. Ich kniete mich neben das Bett und sagte dem Herrn, ich hätte niemanden, an den ich mich wenden könne. Ich könne kein Deutsch und wüßte keinen Arzt, auch kenne ich überhaupt niemanden hier und es gebe Leute, die auf mich warteten. Ich bat ihn, mich von diesem Röhrchen zu befreien. Als ich vom Beten aufstand, kam das Röhrchen innerhalb von zwei Sekunden heraus. Manche Gebete werden sofort erhört.

Ein andermal fragt man sich, ob der Herr überhaupt je antworten wird. Vor etwa 22 Jahren wurde unsere vierte Tochter geboren. Nach der Geburt sagte der Arzt meiner Frau, sie solle keine Kinder mehr bekommen. Wir sprachen darüber, und sie sagte: „Ich habe das Gefühl, es gibt noch ein Kind für uns." Darum faßten wir natürlich den Entschluß, noch eins zu bekommen.

Es verging ein Jahr, und es kam nicht. Zwei verstrichen, und nachdem wir schließlich acht Jahre gebetet hatten, sagte meine Frau: „Weißt du was? Wir bekommen ein Baby!" Sie sehen, manche Gebete werden schnell erhört, doch manchmal muß man lange beten, bevor man bekommt, was man möchte.

Wenn wir lernen, auf die Eingebungen des Geistes zu hören, und uns bereitma-

chen, sie zu empfangen, müssen wir zugleich auch lernen, das zu tun, was uns eingegeben wird. Die Botschaft zu empfangen und dann den Mut zu haben, sie auch zu befolgen – das kann einen wirklich fordern!

Manche Gebete werden schnell erhört, doch manchmal muß man lange beten, bis man bekommt, was man möchte.

Ich bitte Sie, tun Sie folgendes – ungeachtet Ihrer Lebensumstände, ob es Ihnen nun schlecht- oder gutgeht.

Wenn Sie heute abend einen Ort finden, wo Sie allein sein können, gehen Sie dorthin. Wenn Sie nicht allein sein können, tun Sie trotzdem, was ich sage. Denken Sie daran, zu wem Sie beten. Oft knien wir uns hin und fangen so schnell zu beten an, daß wir gar nicht daran denken, mit wem wir reden. Oft stelle ich mir ein Gemälde vor, das den Erretter zeigt. Natürlich weiß ich nicht, wie der himmlische Vater aussieht, doch so habe ich etwas, woran ich beim Niederknien denken kann.

Wenn Sie daran denken, zu wem Sie beten, sprechen Sie laut mit ihm. Wenn Sie wollen, können Sie auch flüstern. Reden Sie ihn als Vater an, und sagen Sie, was Sie ihm sagen möchten. Seien Sie aufrichtig, und sagen Sie ihm, was Sie ihm mitteilen möchten. Vertrauen Sie sich ihm an; lassen Sie ihn wissen, was Ihnen am Herzen liegt. Bitten Sie ihn um Hilfe. Erfreuen Sie sich an seinem Geist. Sagen Sie ihm, daß Sie ihn lieben. Ich weiß nicht, wer von Ihnen schon laut gebetet und dem Herrn gesagt hat, daß er ihn liebt. Es ist ein schönes Erlebnis.

Wenn Sie zu ihm gesprochen haben, hören Sie ihm zu. Sie müssen aufmerksam horchen, sonst entgeht Ihnen seine Antwort. Manchmal betet jemand eine Minute oder fünf und sogar fünfzehn Minuten lang und hört dann nicht einmal eine Sekunde lang zu. Vielleicht ist das Resultat ein anderes, wenn Sie nach dem Gebet noch einmal eine, fünf oder fünfzehn Minuten auf den Knien bleiben, bis Sie das schöne, warme Gefühl verspüren, daß Sie eine Antwort erhalten haben. Dann wissen Sie: Der Herr hat Ihr Gebet erhört. Sie wissen: Er ist da, und Sie haben endlich einen Weg gefunden, wie Sie ihn zu sich reden lassen können. Wer den Geist verspürt, macht eine bedeutende Erfahrung.

Ich bezeuge: Der Herr ist im Himmel. Ich weiß, daß er uns zuhört und uns antwortet. Ich weiß auch, daß wir bereit sein müssen, ihn zu hören. Ohne Beten erkennen wir unseren himmlischen Vater und seinen Sohn, den Erretter, nie. Ohne Beten können wir nicht zu ihm zurückkehren. □

Wir wollen darüber sprechen

Nachdem Sie – allein oder die ganze Familie – den Artikel „Bete – und gib nicht auf" gelesen haben, werden Sie vielleicht beim nächsten gemeinsamen Evangeliumsstudium die folgenden Fragen besprechen wollen:

1. Was mag den Herrn dazu bewogen haben, zuzulassen, daß seine Kinder Prüfungen, Enttäuschungen und Frustrationen ausgesetzt sind?

2. Der Verfasser sagt: „Wenn wir durchs Leben gehen, errichten wir zwischen uns und dem Herrn oftmals eine Mauer." Welches sind – Ihrer Erfahrung nach – die schwierigsten Hindernisse in bezug auf wirksame Kommunikation mit dem Herrn?

3. Was hat Unfreundlichkeit oder mangelnde Vergebung oder üble Nachrede mit der Wirksamkeit des Betens zu tun?

4. Der Verfasser spricht von seiner Erfahrung mit unmittelbarer und nicht so unmittelbarer Antwort aufs Gebet. Fällt Ihnen ein eigenes Erlebnis ein, wo die Antwort aufs Gebet sofort erfolgt ist? Oder wo die Antwort erst später gekommen ist?

5. Der Verfasser spricht von zwei grundlegenden Faktoren, wenn man um eine bestimmte Segnung betet. Welche sind das, und warum sind sie so wichtig?

6. Es gibt viele Möglichkeiten, das Beten zu einem bedeutsameren und wirkungsvolleren Erlebnis zu machen. Sprechen Sie über die Schritte, die vom Verfasser aufgeführt werden und die Ihnen und Ihrer Familie helfen können, durch das Beten eine engere Beziehung zum Herrn herzustellen.

Die Liebe eines großen Bruders

D. Brent Collette

Nie habe ich in meinem Leben eine tiefere Freude empfunden als damals, als meine Familie in geistiger Einigkeit den Herrn um meinetwillen um Hilfe bat und mir während einer außerordentlich schwierigen Zeit zur Seite stand. Ich habe durch Erfahrung gelernt, warum der Herr uns in einer Familie leben läßt. Die Familie ist etwas Heiliges.

Als ich 15 war, zog ich mir ein Nierenleiden zu, und während der darauffolgenden Jahre verschlechterte sich mein Zustand immer mehr, bis die Lage kritisch wurde. Trotz bester medizinischer Versorgung wurden durch das Leiden schließlich beide Nieren zerstört.

Im Januar 1968 wurde ich in die Universitätsklinik von Washington aufgenommen. Meine Eltern wurden geholt, und man teilte ihnen mit, mein Zustand sei so schlecht, daß ich die Nacht vielleicht nicht überleben würde.

Mein Vater und ein guter Freund gaben mir einen Krankensegen. Dann nahm meine Mutter meinen patriarchalischen Segen aus der Tasche und las einige Absätze vor. Danach gab sie Zeugnis und reichte mir die Niederschrift. „Du hast noch eine große Aufgabe zu erfüllen", sagte sie ruhig, „und der Herr möchte dir helfen. Aber du mußt auch deinen Teil tun, Brent." Sie beugte sich über mich und gab mir einen Gutenachtkuß.

Auch mein Vater gab Zeugnis, drückte mir die Hand und klopfte mir dann leicht auf die Brust. „Gute Nacht", sagte er. „Bis zum Morgen." Dann war ich allein in der einsamen Stille des Krankenzimmers – allein mit meinen Gedanken, Erinnerungen und meinem patriarchalischen Segen.

Als ich an die Ermahnung meiner Mutter dachte, fing ich an, eine wirkliche Verbindung zum Vater im Himmel zu suchen – das hatte ich noch nie zuvor getan. Als ich betete, empfand ich zuerst Bitterkeit – Bitterkeit über ein Leben, das nicht war, was es hätte sein können. Als ich aber weiter betete, schwand dieses Gefühl und mir war, als würde eine riesige Last von mir genommen. Ich war wieder innerlich ruhig, fühlte mich getröstet und war sicher, daß meine Gebete erhört würden. Im Herzen wußte ich: Alles würde gut ausgehen.

Erst nach zwei Wochen hatte ich genügend Kraft gesammelt, um die Klinik verlassen zu können, und es vergingen sieben Monate, bevor ich mit einer

künstlichen Niere behandelt wurde. Diese Zeit blieb nicht ungenützt, denn ich hatte den Entschluß gefaßt, wirklich herauszufinden, was es mit dem Evangelium Jesu Christi auf sich hatte.

Als erstes machte ich mich daran, das Buch Mormon zu lesen. Ich saß stundenlang über dieser heiligen Schrift und gewann ein Zeugnis davon, daß dieses Buch der Wahrheit entsprach. Ich lernte es lieben. Das Leben nahm nun Bedeutung an, so, als ginge ein Licht an, und als könnte ich plötzlich sehen und verstehen wie nie zuvor. Ich war erbaut, erleuchtet, lernte dazu und fühlte mich geistig belebt. Wenn ich heute zurückblicke, erscheint mir diese Zeit vielleicht als die wichtigste meines Lebens.

Damals begann man gerade erst mit der Entwicklung künstlicher Nieren, und die hohen Behandlungskosten und die mangelnden Einrichtungen machten eine Behandlung nur für einige wenige möglich. Das Personal der Nierenstation entschied, wer behandelt wurde und wer nicht. Als ich mich an die Klinik wandte, schien mein Ansuchen kaum berechtigt. Schließlich war ich ledig, hatte keine Kinder, für die ich aufkommen mußte, kein nennenswertes Einkommen und kein Vermögen. Eins hatte ich jedoch – eine gute Familie. Die Leute in der Klinik nahmen an, daß immer jemand da sein würde, um mich zu pflegen, – eben, weil ich eine so besorgte und gute Familie hatte. Dadurch war ich ein geeigneter Kandidat für eine neue künstliche Niere, die der Patient im Haus haben konnte und mit der gerade experimentiert wurde. Vielleicht kam ich eines Tages sogar für eine Nierentransplantation in Frage.

Während der drei Jahre, in denen ich die künstliche Niere benützte, lernte ich viel. Mein Glaube an den Herrn wuchs, als ich miterlebte, wie der Herr mein Leben beeinflußte. Ich fühlte mich meiner Familie nahe, und ich liebte das Leben wie nie zuvor. Ich hatte mich nie so frei und glücklich gefühlt. Trotzdem sehnte ich mich danach, die künstliche Niere los zu sein.

Wie viele andere Ziele wurde auch dieses zu einem Familienprojekt. Bei Familienabenden und anderen Gelegenheiten sprachen wir oft über eine Alternative zur künstlichen Niere und darüber, ob eine Transplantation sinnvoll sei.

Ich erinnere mich noch an eine bestimmte Woche, wo die ganze Familie nach längerer Trennung beisammen war. Da mehrere aus der Familie auf Mission gewesen waren, andere geheiratet oder irgendwo studiert hatten, waren wir mehrere Jahre in der Welt verstreut gewesen. 1970 brachte uns das Weihnachtsfest wie ein Magnet wieder zusammen.

Während dieser Woche redeten wir viel über meinen Gesundheitszustand. Wir hatten alle über die Möglichkeit einer Transplantation Erkundigungen eingezogen, und jeder in der Familie hatte sich persönlich bereit erklärt, mir eine Niere zu spenden.

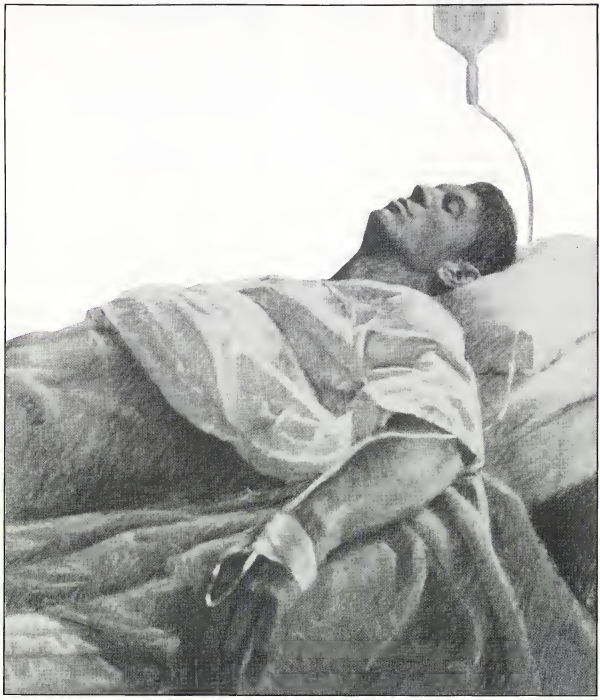
Als ich eines Nachmittags mit meinen Brüdern Basketball spielte, hielt ich ein wenig inne und sah ihnen beim Spielen zu. Sie waren alle gute Sportler. Craig war in der olympischen Schwimmannschaft mitgeschwommen. Jetzt war er verheiratet und hatte eine Familie. Barry hatte in der Staatsliga Football gespielt und war ein guter Schifahrer. Kevin war einer der besten Basketballspieler seines Alters im ganzen Bundesstaat.

„Ich danke euch", dachte ich, indem sich meine Augen mit Tränen füllten.

„Ich liebe euch alle für das, was ihr gern tun würdet, aber mir ist, als wäre es nicht recht."

Als Weihnachten vorüber war, ging Barry zurück an die Brigham-Young-Universität. Craig kehrte mit den Seinen nach Kalifornien zurück. Ich selbst beschäftigte mich eifrig mit Missionsarbeit, und alles nahm wieder seinen gewohnten Lauf.

Dann geschah eines Abends beim Familiengebet etwas Wunderbares und Unerwartetes. Mein Vater sprach das Gebet, und als das Gebet zu Ende war, wußten



wir plötzlich alle, was geschehen würde. Mit Tränen in den Augen sagten wir einander, was wir empfanden. Jeder hatte dasselbe gespürt: Wir sollten die Transplantation vollziehen lassen.
Zurückblickend glaube ich, daß diese Entscheidung von allen Wundern vielleicht das größte war. Sie hatte nichts mit logischen Argumenten und der persönlichen Meinung der einzelnen zu tun. Wir wußten: Der Geist hatte uns Weisung gegeben.
Am selben Abend führte ich ein Ferngespräch mit meinem Bruder Barry in Provo und sprach mit ihm über die Transplantation. Ich erklärte ihm, welche Antwort wir erhalten hatten und bat ihn, er solle darüber beten. Doch Barry stimmte sofort zu und sagte, er hätte schon so oft in dieser Sache gebetet und nur auf meinen Anruf gewartet. Ich sagte ihm, wir könnten bis Juni warten, doch er brach das Semester am nächsten Tag ab und kam nach Hause.
Als Barry jedoch kam, stellten die Chirurgen fest, daß er während seiner Mission in Mexiko eine Immunität gegen die Papageienkrankheit entwickelt hatte, und man fürchtete eine nachteilige Reaktion auf die Medikamente, die nach der Transplantation notwendig waren. Zu Barrys großer Enttäuschung sagte man ihm, seine Niere könne nicht verpflanzt werden.
Etwa zwei Wochen später hatten wir wieder einen ganz besonderen Familienabend. Wieder hatten wir das Gefühl, wir sollten die Transplantation vornehmen lassen. Wieder ging ich ans Telefon und rief einen meiner Brüder an. Diesmal war es Craig. Auch er war bereit.
Es dauerte keine Woche, bis Craig, seine Frau Penny und ihr einjähriger Sohn Jason aus Kalifornien geflogen kamen. Am selben Nachmittag meldete ich mich in der Klinik, und Craig wurde am darauffolgenden Tag aufgenommen.
Freunde unserer Familie brachten unsere Namen in sechs Tempel, von London bis Los Angeles.
Am Abend vor der Operation hielten wir im Krankenhauszimmer einen Familienabend ab. Da sagte ich zu meinen Angehörigen, das Risiko und das Opfer sei für meinen Bruder zu groß. Doch Vater blickte mich ruhig an, legte mir die Hand auf die Schulter und sagte: „Wir haben alle das Gefühl, daß es der Wille des Herrn ist, und dein Bruder ist stolz, daß er dir helfen kann. Denk daran Brent: Wir werden dich wieder über den Rasen rennen und lachen sehen."
Die Operation begann am nächsten Morgen um 6 Uhr. Die Schwester gab mir ein Beruhigungsmittel. Als der Tag vorüber war, öffnete ich wieder die Augen und sah über mir die Gesichter meiner Eltern. Ich lag wieder in meinem Zimmer und wußte, alles war in Ordnung.
Ich erinnere mich, daß ich an jenem Abend noch andere Angehörige sah. Aber Craig konnte ich nirgends entdecken. „Wie geht's Craig? Wo ist mein Bruder?" fragte ich.
Eine vertraute Hand legte sich auf meine Schulter, und ich hörte Mutters Stimme sagen: „Brent, Craig geht es gut, und deine neue Niere ist auch in Ordnung." Damit schlief ich ein. „Danke, Vater im Himmel. Danke, Craig. Danke, ihr Lieben."
Während der ersten Tage nach der Transplantation verriet mir der besorgte Gesichtsausdruck meiner Eltern und Brüder, daß irgend etwas nicht stimme. Craig ging es nicht gut. Am dritten Tag

war ich sicher, er sei gestorben und niemand wolle es mir sagen. In Wirklichkeit war er nicht gestorben, doch es ging ihm sehr schlecht, und er erholte sich nur sehr langsam von der Operation.

Am Nachmittag des dritten Tages brachten mein Vater und ein Bruder Craig zu mir. Er war gelb wie eine reife Banane. Mit einem gezwungenen Lächeln auf dem Gesicht sagte er: „Wie geht's dir, Bruder?" Ich sah, was für Schmerzen er hatte und was für ein Opfer er gebracht hatte, und in diesem Moment wußte ich, was Liebe ist und was es bedeutet, eine Familie zu haben.

Zwei Tage später ergab die Diagnose, daß mein Körper die neue Niere nicht annahm. Es hatte den Anschein, alles sei vergeblich gewesen. Die Ärzte griffen zu drastischen Maßnahmen, doch ohne Erfolg. Da zeigte sich, daß die größte Hilfe das Gebet war. Nie werde ich die Abende vergessen, an denen die ganze Familie um mein Bett kniete und jeder einzelne zum Vater im Himmel betete.

Ich hörte meine Brüder weinen und beten, daß ich überleben möge. Dann reichten wir uns schweigend die Hände – keiner brachte ein Wort heraus – um uns auf diese Weise gute Nacht zu sagen. Es waren auch in der Tat gute Nächte, denn wir alle verspürten die reine Liebe Christi.

Die Schwierigkeiten mit meiner Niere wurden schließlich bewältigt, und auch Craig wurde bald wieder gesund und kam zu Kräften. Meine Ärzte sagen heute, ich sei einer der gesündesten Nierenempfänger in der Geschichte der Medizin. Ich habe eine liebe Frau, zwei Söhne und eine Tochter. Craig hat drei Kinder und führt ein normales Leben mitten unter Leuten, die heute noch nicht wissen, weshalb er damals so überstürzt nach Seattle geflogen ist.

Ich kann bezeugen: Nichts auf Erden vermag einem tieferes Glück zu schenken, als wenn sich die Familie im Geist vereint und die Hilfe und den Trost des Herrn sucht. Ich bin überwältigt von der Liebe, die mir entgegengebracht wurde. Wenn ich an meine Familie denke, denke ich an den Herrn – er ist das eigentliche Oberhaupt unserer Evangeliumsfamilie. Ich denke an seine Liebe und seine Bereitschaft, sich für uns zu opfern. Und ich glaube, ich habe ein besonderes Zeugnis von der Sühne Christi gewonnen und weiß sie besonders zu schätzen, denn ich weiß, was die Liebe und das Opfer eines großen Bruders bedeuten kann. □

WARNUNG IN DER NACHT

Isabelle Hanson

Es war eine heiße Sommernacht im August. Mein Mann und die sechs Kinder waren im Auto eingeschlafen, und ich hatte kurz nach Rock Springs (Wyoming) das Steuer übernommen, damit mein Mann sich ausruhen konnte. Bis Mitternacht könnten wir bei seinen Eltern sein, hatte er gesagt, darum sei es besser weiterzufahren. Wir waren von St. Louis nach Idaho unterwegs.

Kurz nachdem ich die Abzweigung nach Bear Lake genommen hatte, kam ich an eine Umleitung und mußte rechter Hand auf eine Schotterstraße abfahren. Ich fuhr eine ganze Weile dahin und dachte, ich würde wohl bald ein weiteres Schild sehen, das den Weg zurück auf die Asphaltstraße wies. Doch die Straße wurde immer schlechter, und plötzlich sagte mir aus der Stille eine Stimme: „Stopp!"

Ich stieg auf die Bremse, und da ich sehr langsam gefahren war, konnte ich sofort anhalten. Sieben verschlafene Gesichter fuhren in die Höhe und fragten, was los sei: „Wo sind wir? Warum bleiben wir hier stehen?"

Ich konnte nur antworten: „Eine Stimme hat mir geboten, ich solle stehenbleiben. Irgend etwas stimmt nicht." Mein Mann holte die Taschenlampe und stieg aus – der Wagen stand mit den Vorderrädern an der Kante eines Kanals.

Mir schlotterten die Knie, und so setzte sich wieder mein Mann ans Steuer, und unser ältester Sohn sagte ihm den Weg zurück an. Bei der Rückfahrt entdeckten wir ein kleines Schild, das auf die Hauptstraße zurückwies – so klein, daß ich es in der Dunkelheit übersehen hatte. Wir neigten alle acht das Haupt und sprachen ein Dankgebet. □

ICH HABE EINE FRAGE

Die Antworten sollen Hilfe und Ausblick geben, sind aber nicht als offiziell verkündete Lehre der Kirche zu betrachten.

Dale F. Pearson ist an der Brigham-Young-Universität tätig und Bischof der Gemeinde Pleasant View 4 in Provo (Utah).

Ich glaube, ich habe alles getan, was ich kann, um von einer Übertretung umzukehren, aber ich fühle mich immer noch schuldig. Was kann ich noch tun?

Wahrscheinlich kann Ihnen nur Ihr Bischof feststellen helfen, ob Sie wirklich alles getan haben, was für die Umkehr von einer bestimmten Übertretung notwendig ist. Die Frage des Schuldgefühls ist nicht immer einfach. Schuldgefühle können ein gutes Zeichen sein, wenn sie uns daran erinnern, daß wir gesündigt haben und nach dem vom Herrn vorgezeichneten Plan umkehren müssen. Schuldgefühle nach ehrlicher Umkehr können jedoch eine schädliche Wirkung haben und manche Menschen halten sich viel länger für schuldig als vernünftig wäre. Manche halten sich auch für schuldig, obwohl sie gar nichts getan haben, dessen sie sich schuldig fühlen müßten.

Ich habe Leute beraten, die unter dem erstgenannten Problem litten – das heißt, ihre Schuldgefühle ließen sie nicht los, obwohl sie von einer bestimmten Übertretung umgekehrt waren –, und gewöhnlich hatten sie zugleich eine zweite Schwierigkeit: Ihre Selbstachtung war sehr gering. Sie hatten das Gefühl, daß sie ihr Leben nicht meistern könnten, weil sie wertlose Menschen seien. Ich kannte eine Frau, die zum Beispiel einen erfolglosen Selbstmordversuch unternahm, weil sie sich monatelang hoffnungslos

einsam und von ihrer Familie ausgeschlossen fühlte. Die Schuld dafür gab sie sich selbst. („Wäre ich eine bessere Mutter, so stünden wir uns als Familie näher.") Nach ihrem Selbstmordversuch machte sie sich andere Vorwürfe. („Wie konnte ich nur eine so schreckliche Sünde begehen?") Obwohl ihr Mann, der Bischof und der Pfahlpräsident sich fortwährend und liebevoll um sie bemühten und ihr versicherten, daß der Herr sie liebe, hielt sie an ihren Schuldgefühlen fest und meinte, sie sei nicht würdig, Vergebung zu erlangen. In einem gewissen Sinn wurden diese Schuldgefühle sogar zu ihrem Lebenszweck – sie konnte auf diese Weise weiterhin den „wertlosen" Menschen bestrafen, zu dem sie geworden war.

Die zweite Form schädlicher Schuldgefühle – Schuld ohne eigentlichen Grund – läßt sich oft auf dieselbe Ursache zurückführen: geringe Selbstachtung, die davon herrührt, daß der Betreffende sich außerstande sieht, sein Leben selbst in die Hand zu nehmen. Einmal habe ich einen solchen Mann beraten – es handelte sich um einen 45jährigen erfolgreichen Geschäftsmann, der eigentlich lieber mit Kinder gearbeitet hätte. Er hatte aber das Gefühl, daß er seiner Familie den veränderten Lebensstandard, den ein solcher Berufswechsel mit sich gebracht hätte, nicht zumuten könne. Er drückte sich vor seiner Arbeit, wo er nur konnte, weil sie ihm keine Freude machte, zugleich aber mied er seine Familie. Diese lähmende Passivität an zwei Fronten rief in ihm Schuldgefühle hervor.

Die Lösung war für die Schwester wie für den Bruder im Grunde genommen dieselbe. Sie fingen an, Pläne zu machen, und sie setzten sie in die Tat um. Als sie sahen, daß sie Entscheidungen treffen konnten, stieg ihr Selbstbewußtsein, die Schuldgefühle verflogen, und sie konnten die eigene Schuld in der rechten Perspektive sehen.

Wenn jemand lange nach seiner Umkehr immer noch Schuldgefühle hat, kann er sich folgende Fragen stellen:

1. Habe ich alle Schritte der Umkehr vollzogen? (Erkennen, Reue, Bekennen, falls notwendig, Wiedergutmachen usw.)
2. Habe ich zum Herrn gebetet, daß er mir vergeben möge?
3. Habe ich den Herrn meine Last von mir nehmen lassen? Dazu muß ich darauf vertrauen, daß er dazu imstande ist und daß er mich liebt.
4. Habe ich mir selbst für meine Übertretung ganz vergeben?

Wenn jemand Schuldgefühle hat, obwohl er nichts Falsches getan hat, kann er sich fragen:

1. Neige ich dazu, schwarz-weiß zu sehen – eine Sache entweder als ganz schlecht oder als völlig gut zu betrachten anstatt als Zusammensetzung von beidem? Muß ich mich um mehr Ausgewogenheit bemühen?
2. Habe ich eine nahe Beziehung zu meiner Familie? Habe ich gute Freunde, mit denen ich gern zusammen bin?
3. Mag ich mich selbst?
4. Habe ich das Gefühl, daß der Herr mich wirklich liebt?
5. Warum „brauche" ich Schuldgefühle?

Wenn man diese Fragen ehrlich beantwortet, kann man bestimmte Bereiche eingrenzen, wo man aufrichtig, überlegt und mit Gebet an sich arbeiten muß. Oft hilft es, wenn man mit einem vertrauten Freund oder einem Führer der Kirche über derlei spricht, und gelegentlich kann einem auch der Rat eines Berufspsychologen helfen.

Schuldgefühle sind normal. Sie sind ein Warnzeichen, wenn man eine Übertretung begangen hat und umkehren muß. Unvernünftige Schuldgefühle aber, die keine Ursache haben oder nach vollzogener Umkehr andauern, können unsere Beziehung zum Vater im Himmel, der uns ja liebt, untergraben. □

Sharon und Wayne Dequer, Eltern von drei Kindern, aus der Gemeinde Monrovia, im Pfahl Arcadia in Kalifornien.

Der Sonntag ist für unsere kleinen Kinder sehr lang und langweilig. Was können wir tun, damit der Sonntag für uns zu einem frohen Tag wird?

Der Herr lehrt uns ganz deutlich, daß wir am Sonntag zwischen unserem Wunsch zu faulenzen und unseren echten geistigen und körperlichen Bedürfnissen unterscheiden sollen. Kleine Kinder sind einfach aktiv, und diesem Bedürfnis müssen wir bei unserer Sonntagsplanung Rechnung tragen. Statt zu fragen: „Sollen sie am Sonntag aktiv sein?" fragen wir wohl besser: „*Wie* sollen sie am Sonntag aktiv sein?"

Wir möchten, daß unsere Kinder lernen: Der Sonntag ist der Tag, an dem wir etwas anderes tun können als das, was wir die ganze Woche tun. Die Kinder sehen bald ein, daß Vater sonntags nicht zur Arbeit geht oder den Rasen mäht, daß Mutter nicht einkaufen geht, daß sie nicht putzt oder Plätzchen backt – wir tun etwas anderes, ruhigeres. Was können wir nun tun, damit der Tag auch für unsere Kinder zu einem anderen Tag wird?

Zunächst einmal reservieren wir den Sonntag ganz für unsere eigene Familie. Die Kinder spielen nicht draußen mit ihren Freunden und sehen auch nicht fern. Jetzt kommt es

darauf an, daß Vater und Mutter den Tag interessant und froh gestalten. Dazu konzentrieren wir uns nicht so sehr auf das, was wir nicht dürfen, sondern wir bringen unseren Kindern lieber bei, daß sie die Frage stellen – und beantworten: „Paßt es zum Sonntag?"
Diese Fragestellung regt uns dazu an, daß wir lesen und malen, singen und musizieren. Nun paßt das alles sehr wohl zum Sonntag, doch füllt es den Tag nicht so recht aus. Also haben wir nach weiteren Ideen Ausschau gehalten: Wir helfen unseren Kindern, einen Brief zu schreiben, oder wir dienen ihnen als Schreiber für ihr Tagebuch, da sie ja selbst noch nicht schreiben können. Oder wir unterhalten uns einfach miteinander und tauschen Gedanken und Ideen aus. Auch ruhiges, kreatives Spiel paßt gut zum Sonntag. Die Frage, ob es zum Sonntag paßt, läßt sich gewöhnlich beantworten, indem wir überlegen, wieviel Vorbereitung und anschließendes Aufräumen dazu erforderlich sind. Außerdem spielen wir Spiele, die wir normalerweise nicht mit unseren Freunden und Bekannten spielen. Wir haben beispielsweise entschieden, daß es nicht zum Sonntag paßt, wenn wir im Dreck spielen, daß aber mit Klötzen bauen und andere Bau- und Zusammensetzspiele durchaus angebracht sind. Außerdem können wir sie mit dem Evangelium in Verbindung bringen. Wenn wir beispielsweise die Geschichte von Noach und der Arche oder von Lehis Reise in die Neue Welt lesen, können wir anschließend die Kinder ein Schiff bauen lassen, wie sie es sich vorstellen.
Der Schlüssel dazu, daß unsere Kinder am Sonntag Freude haben, liegt wohl darin, daß wir unsere Zeit gemeinsam verbringen. Gewiß gibt es für uns am Sonntag noch manch anderes zu tun, doch wenn wir hier und da eine halbe Stunde sinnvoll mit unseren Kindern verbringen, können wir schon viel erreichen. Viele Familien gehen den Weg zur Kirche wenigstens ein Stück zu Fuß, und sie haben die Erfahrung gemacht, daß dies den Kindern sehr hilft, in der Versammlung stillzusitzen. Wir bemühen uns auch ganz besonders, unseren Kindern den Gottesdienst wirklich nahezubringen. Auch hier erweist sich die Frage danach, was zu diesem Anlaß paßt, als sehr nützlich. Für die ganz Kleinen sind stilles Spielzeug und Malbücher sehr wertvoll, aber dabei müssen wir natürlich gut aufpassen, da die Kinder, die in der Nähe sitzen, und sogar Erwachsene sich dadurch leicht ablenken lassen. Wir freuen uns immer, wenn wir ein Buch finden, das evangeliumsbezogen ist. Solche Bücher verwenden wir nur in der Kirche und bei anderen besonderen Gelegenheiten. Das Kind lernt dann bald, daß das Buch anders ist als seine übrigen Bücher und wird hoffentlich auch *Kirche* und *Andacht* damit in Zusammenhang bringen.
Wir müssen mit dieser Erziehung schon sehr früh anfangen. Ein Kleinkind zieht vielleicht nur sehr kurz mit, deshalb spornen wir es etwa so an: „Wenn du dann groß genug bist, um mit uns allen in der Versammlung zu bleiben. . ."
Es kommt natürlich gelegentlich vor, daß wir mit einem oder mehreren Kindern aus der Versammlung gehen müssen. Dann finden wir es wichtig,

daß wir das Kind dazu anhalten, daß es sich auch draußen so verhält wie in der Versammlung – es muß stillsitzen und ruhig sein. Sonst empfindet es das Verlassen der Versammlung noch als Belohnung für sein schlechtes Betragen. Wir glauben auch, daß Strafandrohungen dazu führen können, daß unsere Kinder nicht mehr gern zur Kirche gehen, deshalb richten wir es möglichst so ein, daß sie das Getrenntsein von der übrigen Familie als wenig wünschenswerte Alternative sehen.

Wenn die Kinder dann lernen, länger in der Versammlung zu bleiben und mit dem Malen und Spielen bis nach dem Abendmahl zu warten, bemühen wir Eltern uns ernsthaft darum, ihnen den Sinn der Versammlung näherzubringen. Dazu haben wir verschiedene Methoden.

Wir regen auch die ganz Kleinen schon an, aktiv mitzusingen. Wir singen gemeinsam aus einem Buch, wobei wir die Kinder das Buch halten lassen, und weisen während des Singens immer wieder darauf hin, wo wir gerade sind. Die bekannteren Kirchenlieder üben wir schon zu Hause. Ein paar Lieder, zum Beispiel „Kommt, ihr Kinder Gottes" und „Meister, es toben die Winde" gehören zu unseren Favoriten, und unsere Kinder singen dann in der Versammlung besonders gern mit. Manche Eltern erkundigen sich auch schon im voraus, welche Lieder am Sonntag gesungen werden, und üben diese dann mit ihren Kindern.

Es ist auch sehr hilfreich, daß wir unsere Kinder während der Abendmahlsversammlung aktiv „mitmachen" lassen, wo sie können – bei Beamtenbestätigungen und -entlassungen etwa und ganz besonders beim Abendmahl. Manche Gemeinden haben regelmäßig eine Ansprache für die Kinder, wodurch die Kinder die Versammlung natürlich noch mehr schätzen lernen.

Es ist auch gut, wenn man sich im Anschluß an die Versammlung darüber unterhält, was die Sprecher gesagt haben, doch ist es dann meistens zu spät. Deshalb flüstern wir den Kindern während den Ansprachen ab und zu einen kurzen Kommentar ins Ohr, damit sie besser mitkommen. (Jegliche andere Unterhaltung wird entschieden verweigert.) Hier finden die Evangeliumsgeschichten, die wir den Kindern erzählt haben, Anwendung, und sie finden im Gottesdienst auch etwas, was sie anspricht. So werden sie allmählich auch fähig, ohne die Malbücher und andere Ablenkung auszukommen.

Wenn wir uns überlegen, was wir am Sonntag mit unseren Kindern machen wollen, dürfen wir nicht vergessen, wie sehr der Herr die Kinder liebt. Er hat gesagt, wir müßten werden wie die Kinder, um das Himmelreich zu ererben. Hat er die kindlichen Merkmale wie überströmende Energie, Neugier und Begeisterung bloß geduldet, oder hat er sie als göttliche Eigenschaften betrachtet, die es zu hegen und zu pflegen gilt? Wenn wir uns seine Perspektive zu eigen machen, können wir uns die rechten Ziele setzen und unsere Zeit auf die rechte Weise verbringen und unseren Kindern dadurch helfen, am Sonntag Freude zu haben. □

DER FREUND 12/81

WEIHNACHTS-ERINNERUNGEN EINES PROPHETEN

Wir feiern die Geburt des Erretters im Dezember. Im selben Monat, am 23. Dezember 1805, wurde auch der Prophet Joseph Smith geboren. In seinem Tagebuch finden sich Erinnerungen an mehrere Weihnachtsfeste, als er bereits Prophet und Präsident der Kirche war.

1835 Den ganzen Tag mit meiner Familie genossen, da es Weih-

nachten ist. Seit langem nicht mehr eine so schöne Zeit gehabt.

1838 Mein Bruder Don Carlos und mein Vetter George A. Smith sind heimgekommen. [Sie waren in Kentucky und Tennessee auf Mission.] Sie sind 2 400 km gereist, 1 400 davon zu Fuß, den Rest mit dem Dampfer und auf andere Weise. Sie haben mehrere Zweige besucht. Fast zu Hause angekommen, wurden sie erkannt und von einem Pöbel verfolgt, wodurch sie gezwungen waren, in zwei Tagen und Nächten 160 Kilometer zurückzulegen. Sie hatten kaum zu essen und wären in beiden Nächten fast erfroren.

1841 Es war Weihnachten und Brigham Young, Heber C. Kimball, Orson Pratt, Wilford Woodruff, John Taylor und ihre Frauen sowie Willard Richards haben den Abend bei Hiram Kimball verbracht. Nach dem Essen gab Mr. Kimball jedem der Zwölf Apostel ein Stück Land an der Westseite seiner zweiten Erweiterung Nauvoos.

1843 Heute morgen wurde ich gegen ein Uhr von einer Schwester aus England und ihren Kindern geweckt, die das Lied „Mortals, awake, with Angels join" usw. sangen, was mir große Freude bereitete. Meine ganze Familie und alle Gäste standen auf, um den Gesang anzuhören, und ich hatte das Bedürfnis, dem himmlischen Vater für ihren Besuch zu danken, und ich segnete sie im Namen des Herrn . . . Um zwei Uhr setzten sich etwa 50 Paare zum Essen an meinen Tisch. □

MEERRETTICH ZU WEIHNACHTEN

Ted Sheil

1846 in Nauvoo machte Papa den besten Meerrettich der ganzen Gegend. Darüber waren sich sogar unsere Nachbarn einig, die nicht leicht in irgendeiner Sache eins wurden. Wenn ich Meerrettich rieche, denke ich immer an Papa und meine Heimat in Illinois.

Als die Schüsse fielen und unsere Scheune abbrannte, sammelte Papa uns alle um sich. Mit ruhigen und ermutigenden Worten sagte er, wir sollten immer daran denken, daß der himmlische Vater uns beschützen und führen würde. Der Flammenschein hinter uns erleuchtete uns den Weg durch die Nacht, als wir flüchteten.

Unsere Familie schloß sich an diesem Abend mit vielen anderen Heiligen zusammen, und wir machten uns mit unseren Habseligkeiten auf dem Rücken auf den Weg. Als wir nach ein paar hundert Kilometern Council Bluffs in Idaho erreichten, waren wir zwar erschöpft, aber immer noch guten Mutes. Allerdings waren viele wegen spärlichen Rationen halb krank.

Da wurde Papa ins Mormonenbataillon berufen. Nach einer gebeterfüllten Nacht und Tanz und Unterhaltung am nächsten Tag marschierten die Männer fort.

Die darauffolgenden Wochen und Monate waren schwer. Mutter, die kleine Amy, Ruth und ich schafften es mit der Hilfe ein paar guter Freunde irgendwie, über den meilenbreiten Missouri nach Winter-Quarters zu kommen. Wir zogen in eine Hütte mit einem Fußboden aus Lehm und einem Dach aus Grasziegeln. Einem Vergleich mit unserem schönen weißen Farmhaus zu Hause konnte diese Hütte freilich nicht standhalten.

Das schlechte Essen, die vielen Stunden schwerer Arbeit und besonders Papas Abwesenheit raubten einem leicht den Mut. Wenn aber Mamas müde Augen in die meinen blickten und sie dabei lächelte, fühlten wir uns beide aufgemuntert und sagten: „Im Frühling nach Westen!“ Dann fing sie immer an, Papas liebste Schriftstellen zu zitieren, und bald sangen wir alle miteinander Kirchenlieder.

Eines Tages war ich auf der Jagd und verfolgte eine Fährte um die Ecke eines alten, verlassenen Forts, als mein Blick auf ein Büschel Blätter fiel. Ich blieb stehen, bückte mich – und zog einen riesigen Meerrettich aus der Erde. Ich zerquetschte die Wurzel, und der scharfe Geruch drang mir in die Nase, so daß mir die Tränen kamen. Ich dachte an Papa, der so weit weg war, und mußte mit den Tränen kämpfen. „Verflixter Rettich“, murmelte ich.

Dann kniete ich mich nieder und betete: „Bitte beschütze Papa und laß uns bald wieder zusammen sein. Bitte segne Mama. Sie wird jeden Tag schwächer. Und bitte hilf mir, damit ich unsere Familie sicher nach Westen führen kann.“

Ich sammelte soviel Rettich, wie ich

tragen konnte, und machte mich mit der ersten Ladung auf den Heimweg.
Mama war bei einer Nachbarin, die Fleckfieber hatte, und half ihr. Inzwischen rieb ich den Meerrettich, wie Papa es mir gezeigt hatte.
Als Mama hereinkam und den starken, vertrauten Geruch wahrnahm, leuchtete ihr Blick plötzlich auf. Sie blickte erwartungsvoll um sich und dachte einen Moment lang, Papa sei durch irgendein Wunder nach Hause gekommen. Dann aber breitete sich Enttäuschung auf ihrem Gesicht aus, und sie ließ sich auf die einfache Bettstatt fallen und weinte sich aus.
An jenem Abend aßen wir keinen Rettich – er weckte zu sehr die Sehnsucht nach Papa. Beim Essen sagte keiner viel, und die Mädchen verstanden nicht, was los war, wenn Mama hin und wieder eine Träne beiseite wischte.
Als ich am Morgen aufstand, hatte Mama den Rettich bereits in Einmachgläser gefüllt. Wir wollten ihn aufheben, bis wir wieder mit Papa beisammen waren.
Der Herbst ging in den Winter über, und ein eisiger Wind wehte den Fluß herab. Den Schnee trieb es schneller durch die Ritzen zwischen den Wandblöcken, als wir sie zustopfen konnten. Krankheit und Fieber suchten Winter-Quarters heim. Als der Frühling kam, waren auf den Hügeln 600 frische Gräber. Meistens waren es Kinder, die starben. Wir lebten von Wild und getrockneten Beeren. Auch Weizen, Milch und Eier teilten wir, wenn wir sie von anderen Heiligen bekamen. Da wir so spät im Jahr nach Winter-Quarters gekommen waren, hatte es keine Gemüseernte gegeben. Damals wußte es niemand, doch der Mangel an Gemüse und die schweren Bedingungen waren schuld daran, daß so viele Malaria und Fleckfieber bekamen.
Der Schnee häufte sich zu Bergen, die der Wind dann wieder weiterwehte. Die Temperaturen fielen weit unter Null. Während des Tages versuchten wir, einander zu trösten und aufzumuntern. Viele hatten durch Krankheit Kinder und andere Angehörige verloren. Wir beteten alle viel, und der Geist war so stark, daß wir sangen, „. . .alles wohl. . .“ und wußten, es würde alles gutgehen.
Nachts war es schwieriger. Mama, die Mädchen und ich knieten uns zum Beten nieder und krochen dann in die Betten. Nacht für Nacht lag ich wach auf der Matratze, die nach dem süßen Prärieheu duftete und horchte auf Mamas schweren Atem. Ich betete, daß wir es im Frühjahr irgendwie in den Westen schaffen würden.
Seit dem Herbst redeten schon alle von Weihnachten, als sei Weihnachten ein Symbol für das Ende unseres schweren Schicksals. „Wenn wir's bis Weihnachten schaffen“, hörte man sagen, „ist alles gewonnen.“ Doch ein, zwei Tage vor Weihnachten wurde Mama schwer krank und war so schwach, daß sie kaum aufstehen konnte. Mama hatte ver-

sprochen, daß wir zu einem „richtigen“ Weihnachtsessen beitragen würden, was wir konnten. Jetzt machte sie sich Sorgen, daß sie beim Kochen nicht würde mithelfen können.

Trotz meiner Gebete verlor ich immer mehr den Mut. Wir hatten seit Monaten nichts von Papa gehört. Viele unserer Freunde waren krank, und die Zahl der Gräber auf den Hügeln wuchs täglich. Ich erstarrte bei dem Gedanken, Mama könnte sterben und Papa wüßte nicht einmal davon.

Am Weihnachtsabend ging ich hinaus über die öde, gefrorene Erde und kniete mich nieder. Über mir klagte der Wind, und ich hörte die schwarzen Zweige der Bäume im Wind aufeinanderstoßen. Kalte Tränen rannen mir übers Gesicht.

„Wie oft muß ich noch beten?“ fragte ich voll Schmerz. Plötzlich schämte ich mich. Mir fielen die Worte meines Vaters ein, als vor so langer Zeit unsere Welt in Flammen aufgegangen war. Da begann ich Demut zu empfinden und betete um mehr Glauben.

Der Christtag war hell und klar. Nach der Abendmahlsversammlung wurde das Weihnachtsmahl auf langen Tischen gedeckt. Alles wirkte sehr festlich, und es schmeckte herrlich. Mama und ich waren beide beschämt, weil wir als einzige nichts zum Festmahl beigetragen hatten. Plötzlich fielen mir die Einmachgläser mit dem Rettich ein, und ich flüsterte Mama etwas zu. Dann schlüpfte ich aus der Hintertür und lief nach Hause, um die Gläser zu holen.

Als ich zurückkam, herrschte große Aufregung. Während meiner Abwesenheit war ein Mann namens Hyrum Randolph gekommen und hatte ein Paket Briefe von den Männern im Bataillon mitgebracht. Mama bekam drei Briefe, und aus allen sprachen Liebe, Hoffnung und Segensworte.

Welch ein freudiges Festessen wir doch hatten! Vielleicht habt ihr noch nie Meerrettich zur Weihnachtsputе gegessen, doch es schmeckt köstlich. Mama und ich fühlten uns Papa sehr nahe, als wir dieses Mahl genossen.

„Sag mal, Kleiner“, sagte Bruder Randolph zu mir. „Was ist denn das in den Gläsern?“ „Meerrettich. Selbst gemacht. So gut wie Papas Meerrettich schmeckt er natürlich nicht.“

„Sieh mal einer an“, sagte er. „Das ist ja schön, daß ihr Meerrettich eßt. Manche Leute schwören darauf: es sei das beste Mittel gegen das Fleckfieber.“

„Dann gleich eine Portion für mich“, rief jemand. Ich sagte ein stilles Dankgebet und lächelte Mama an.

„Briefe von Papa und Meerrettich zu Weihnachten“, lachte sie. „Ja“, kicherte ich dazu. Und beide riefen wir: „Im Frühjahr nach Westen!“ □

ANTONIOS KERZE

Virginia G. Jones

Antonio stand mit all den anderen Kindern aus der zweiten Klasse in einer Ecke des Spielplatzes zusammen. Er ging in San Juan in die Schule. Die Kinder redeten und lachten, und Antonio war sehr aufgeregt.

Rita legte einen Finger auf den Mund. „Leise“, sagte sie, „Frau Loma darf uns nicht hören.“

„Richtig. Wir müssen Pläne machen“, sagte Eduardo.

„Was für Pläne?“ fragte Antonio.

„Na, wegen Frau Lomas Weihnachtsgeschenk. Wir wollen ihr eine Überraschung bereiten“, gab Rita zur Antwort.

„Es soll ein großes Geschenk sein“, meinte Pablo.

„Wir haben aber kein Geld“, erinnerte ihn Eduardo.

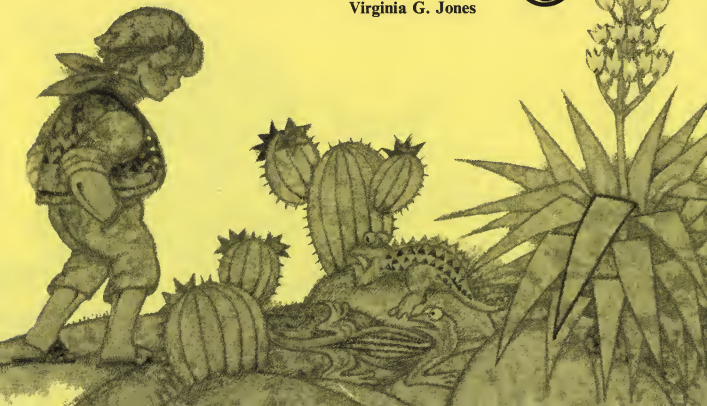
„Meine Schwester und ich, wir könnten einen großen Kuchen backen“, schlug Isabel vor. „Sie arbeitet in einer Bäckerei.“ „Und jeder bringt eine Kerze mit“, warf Pablo ein. „Frau Loma wird viele Kerzen auf ihrem Kuchen haben.“

„Ich bringe eine rote“, sagte Rita.

„Und ich eine grüne“, redete Eduardo dazwischen.

Alle Kinder sagten, was für Kerzen sie bringen würden, das heißt alle außer Antonio. Antonio war traurig. Frau Loma war eine liebe Lehrerin, und er hatte sie gern.

Antonio ging beiseite. Er wollte den anderen Kindern nicht sagen, daß er für Frau Lomas Kuchen keine Kerze bringen konnte. Er schleifte die Füße im Sand des Wüstenpfades, der zu seinem Haus führte, und war dabei so in Gedanken versunken, daß er die Hornfrösche und Eidechsen gar nicht sah, die unter den Steinen verschwanden. Auch den



blühenden Ginster und die Yuccapalmen, die in voller Blüte standen, sah er nicht.

Den ganzen Abend war Antonio so still, daß seine Mutter sagte: „Was ist denn los mit dir, Antonio?“

Aber Antonio gab keine Antwort. Er sah nur traurig drein.

Am nächsten Morgen nahm er seinen Imbiß und verabschiedete sich von seiner Mutter. Aber er hatte gar keine Lust, zur Schule zu gehen.

„Keine Kerze für Frau Loma“, dachte er. „Vielleicht kann ich den ganzen Tag hier draußen in der Wüste bleiben.“ Als er sich umsah, wo er sich hinsetzen konnte, bemerkte er die Yuccapalmen mit ihren großen weißen Blüten. „Die sind schön“, dachte er. Da kam ihm eine Idee.

Antonio pflückte einen großen Stengel ab, der über und über mit Blüten bedeckt war, und trug ihn vorsichtig zur Schule. Als er ankam, waren die anderen Kinder bereits in der Klasse. Antonio spähte durch die Tür und sah den riesigen Kuchen mit Kerzen in allen Farben, die die Jungen und Mädchen gebracht hatten. Da entdeckte ihn Rita.

„Wo hast du deine Kerze, Antonio?“ fragte sie.

„Hier“, sagte Antonio und hielt ihr das üppige Büschel Yuccablüten entgegen. Doch dann schämte er sich so sehr wegen seines Geschenks, daß er sich am liebsten versteckt hätte.

Alle schwiegen still. Frau Loma blickte Antonio und seine Blume an. „Antonio, das ist aber eine schöne Kerze!“ rief sie dann. „Die Yuccapflanze wird manchmal auch ‚Kerze des Herrn‘ genannt.“ Und sie nahm ihm den Stengel mit den schneeweißen Blüten ab.

Die Kinder klatschten. „Das war eine gute Idee, Antonio!“ sagte Isabel. Und Antonio lächelte glücklich, denn Frau Loma sah so hübsch aus, als sie mit seiner Kerze dastand – mit der Kerze des Herrn. □

BARBARA SMITH – berufen zu dienen, berufen zur Freude

JoAnn Jolley

Wenn Barbara Bradshaw Smith mit den vielen Frauen in der Kirche zusammentrifft, gibt es viele Hände zu schütteln und viele freundlich ans Herz zu drücken. Sie ist die Präsidentin der 1,5 Millionen Mitglieder zählenden Frauenhilfsvereinigung. Es nimmt nicht wunder, daß sich die Frauen überall in der Kirche zu ihrer stillen Würde hingezogen fühlen.

Nicht jede Frau kann Schwester Smith persönlich kennenlernen. Sie würde sie aber alle gern zum Essen einladen, wenn sie könnte.

„Meine Frau hat ein ausgeprägtes Einfühlungsvermögen und großes Interesse an den Frauen der Kirche", bemerkt ihr Mann nicht ohne Stolz. Douglas H.

Smith ist der erste, der anerkennt, woher die Energie und Fähigkeit seiner Frau unter anderem kommt: „Eins unserer Kinder hat einmal gesagt, daß man die ganze Familie ins Amt einsetzen sollte, wenn man meiner Frau eine Berufung gibt – wir werden nämlich alle zum selben Dienst berufen. Was immer sie macht – wir sind ein Teil davon. Auf die eine oder andere Weise wird die ganze Familie – Kinder, Enkel, Nachbarn und Freunde – in ihre Arbeit mit einbezogen. Alle helfen ihr und unterstützen sie. Es macht uns nämlich Freude, an ihrer Berufung teilzuhaben, genauso, wie sie immer Teilnahme an all unseren Berufungen gezeigt hat. Wir stehen uns als Familie sehr nahe."

Schwester Smith ist der Ansicht, daß die FHV (= Frauenhilfsvereinigung) – genau wie die Familie – in folgendem Erfüllung findet: „. . .dankbar sein für die Segnungen des Herrn; Lächeln lernen; lernen, füreinander Zeit zu haben und an dieser kurzen Zeit des Erdenlebens Freude zu finden. Es soll eine Zeit des Dienens und der Freude sein und der Geist des Herrn soll in unserer Mitte weilen. Das tut er auch, wenn wir es ihm gestatten."

Rückblickend sagt sie: „Der Herr hat mich immer gesegnet. Mein Leben war nicht negativ, sondern voll guter, schöner Erfahrungen. Natürlich habe ich auch Schwierigkeiten durchgemacht, doch hatte ich immer das Gefühl, daß der Herr mich liebt."

Ihre Tochter Catherine Faulkner sagt: „Die vielen Projekte, die sie verfolgt hat, haben ihr nie Schwierigkeiten bereitet; sie hat uns immer an allem teilhaben lassen."

Mayola Miltenberger, die Finanzsekretärin der FHV, meint: „Sie ist ein sehr aufgeschlossener Mensch. Wer zu ihr kommt, fühlt sich mit Wärme aufgenommen." Und Marian R. Boyer, die Erste Ratgeberin der FHV-Präsidentin, fügt hinzu: „Ich habe schon erlebt, daß sie zu wichtigen Versammlungen zu spät kam, weil sie sich um jemand gekümmert hat." Shirley Thomas, die Zweite Ratgeberin, stellt fest: „Sie ist immer freundlich. Die Leute sehen in ihr ein Vorbild, sie wollen sich bei ihr Kraft holen."

Es fängt zu Hause an. „Sie ist nie so beschäftigt, daß sie für ihre Familie keine Zeit hat", berichtet ihre Tochter Sherilynn Alba, das jüngste Kind der Smiths. Sie ist verheiratet und hat bereits selbst zwei Kinder. „Das war so, als wir aufwuchsen, und es ist heute noch so. Wenn wir sie brauchen, ist sie da. Ich kann mir nicht vorstellen, sie nicht in der Nähe zu haben, um sie um ihre Meinung oder um ihren Rat zu fragen."

„Sie hat eine Gabe, das Gute zu sehen", sagt ihre Tochter Lillian Alldredge. „Als ich noch klein war, nahm sie mich überallhin mit und redete mit mir, so daß ich das Gefühl hatte: Ich bin wichtig, ich werde gebraucht."

Präsident Kimball kam zu uns nach Hause und sagte: „Schwester Smith, ich bin gekommen, um Sie als Präsidentin der FHV zu berufen."

Ihre liebevolle Sorge erstreckt sich auch auf die Enkel. „Erst unlängst", berichtet Lillian Alldredge, „fragte ich alle meine Kinder (das älteste ist 14), was sie über Großmutter Smith sagen würden. Sie sagten: ‚Sie nimmt sich die Zeit, bei uns zu sein.'"

Zeit ist für die FHV-Präsidentin ein kostbares Gut. Sie strengt sich sehr an, um Zeit zu finden für Familientreffen, Tempelfahrten, Geburtstagsfeiern der Enkel und hin und wieder ein Abendessen bei den Kindern. „Wir machen alles gemeinsam", erzählt Bruder Smith. „Wenn einer Schwierigkeiten hat, teilen wir sie. Hat einer Erfolg, so wird auch dieser geteilt. Wenn jemand zum Dienst berufen wird, teilen wir uns diese Berufung, soweit dies angebracht ist."

Bruder Smith – er ist mit ihr fast 40 Jahre verheiratet, ist Präsident der Versicherung Beneficial Life und dient der Kirche zur Zeit als Regionalrepräsentant – schildert, wie unerschütterlich sie beide einander unterstützen. Im Lauf der Jahre wurde dieser Entschluß durch ihr gegenseitiges Einvernehmen nur noch verstärkt. Beide haben im Lauf ihres Ehelebens wichtige öffentliche und kirchliche Funktionen erfüllt, doch nie mußte einer ohne die Unterstützung des anderen auskommen.

Als Schwester Smith ihre Berufung in der FHV erhielt, sprach er ihr sofort sein Vertrauen und seine Zuversicht aus. „Präsident Kimball kam zu uns nach Hause und sagte: ‚Schwester Smith, ich bin gekommen, um Sie als Präsidentin der FHV der Kirche zu berufen.' Dann wandte er sich zu mir und sagte: ‚Bruder Smith, werden Sie sie in dieser Berufung unterstützen?' In diesem Moment hatte ich das Gefühl, der Präsident der Kirche gibt mir eine besondere Berufung, nämlich meine Frau zu unterstützen. Das war meine Berufung zum Dienen. Ich antwortete Präsident Kimball, meine Frau habe mich 35 Jahre lang unterstützt, während ich in der Kirche diente. Ich würde es als Ehre betrachten, nun sie zu unterstützen – und darum bemühe ich mich auch."

Die meisten Frauen in der Kirche hören Schwester Smiths Ansprachen, sie lesen sie oder erleben mit, wie sie auf ihre freundliche und doch sachliche Art etwa eine Fireside für Frauen leitet oder zur Presse spricht. Sie ist offensichtlich eine Frau, vor der man Respekt haben muß. Ihre persönliche Wärme wird jedoch fühlbar, wenn sie zu einer kleinen Gruppe spricht und aus der Tiefe ihrer persönlichen Überzeugung schöpft – oder wenn sie einen bei der Hand nimmt und sagt: „Ich freue mich so, daß ich Sie kennengelernt habe." Man weiß dann: Sie meint es wirklich so. In solchen Augenblicken fällt es einem nicht schwer, Barbara Smith gern zu haben. Es stimmt, was ihre Tochter Lillian gesagt hat: „Sie hat uns gelehrt, jeden Ort besser zu verlassen, als wir ihn vorgefunden haben. Dasselbe macht sie auch mit Menschen."

Schwester Smith hat ausgeprägte Anschauungen, was die FHV und Frauen im allgemeinen anbelangt. In der Folge sind einige ihrer Gedanken über Bereiche angeführt, die für die Schwestern auf der ganzen Welt von Interesse sind:

Über den neu organisierten Pfahl-FHV-Ausschuß

Wir haben den Pfahlausschuß neu organisiert, so daß die Ratgeberinnen für die programmorientierten Informationen und die Leiterin für solche Informatio-

nen verantwortlich sind, die die einzelne Schwester betreffen. Wir hoffen, daß die Mitglieder der FHV dadurch mehr gestärkt werden als je zuvor. Wir haben unseren Blickwinkel erweitert und richten unser Augenmerk auf die gesamte Breite der FHV-Arbeit. Den Ausschußmitgliedern werden nun viele Bereiche übertragen, die zuvor der Leiterin vorbehalten waren. Für jeden unserer Aufgabenbereiche – Aktivierung und Missionsarbeit, Lehrplan und Lehrerfortbildung, Hauswirtschaft und Kindergarten, Führerschulung, Musik und Freizeitgestaltung, Alleinstehende Erwachsene/Übergang von den Jungen Damen zur FHV, Wohlfahrt sowie Besuchslehren und Dienst am Nächsten – ist nun eine Schwester im Ausschuß direkt verantwortlich. In der Gemeinde gilt im allgemeinen dieselbe Organisation, und wir freuen uns darüber. Je mehr Leute mitarbeiten, desto größer das Interesse der Schwestern.

Über die Möglichkeiten der FHV

Ich glaube, es ist niemandem von uns wirklich klar, welch eine großartige Organisation die FHV eigentlich ist. Der Herr hat sie uns unter anderem deshalb gegeben, damit wir das nötige Wissen und die nötige Erkenntnis erlangen, um in unserer Zeit richtig handeln zu können. Es geht dabei nicht allein um Kenntnisse, die man sich durch Bildung aneignen kann, sondern vielmehr um Erkenntnis, die uns der Geist gibt, wenn er uns führt. Wir befinden uns eigentlich erst im Anfangsstadium. Wir haben eine gute Grundlage, weil wir in der Vergangenheit gute, starke Frauen hatten. Eine große Verantwortung, die heute auf uns ruht, besteht darin, Erkenntnis und Wissen zu sammeln, damit wir die Segnungen des Himmels empfangen können.

Über ein evangeliumsgemäßes Leben

Ich wüßte nicht, was ich den Frauen der Kirche eindringlicher sagen möchte als dies: wie ungeheuer wichtig es ist, jeden Evangeliumsgrundsatz zu lernen und ihn in der besonderen Situation, in der wir uns persönlich befinden, anzuwenden. Der Herr hat uns nicht zweierlei heilige Schrift gegeben – für Alleinstehende und für Verheiratete. Trotzdem hört man so oft jemand Alleinstehenden sagen: „Warum gibt es keine Lektionen, die sich mehr auf uns als auf die anderen beziehen?" Für die einen *oder* die anderen kann es jedoch nicht sein. Wir *alle* müssen in die Tat umsetzen, was uns genauso betrifft wie jeden anderen. Dieser Grundsatz ist allgemeingültig. Es ist traurig, daß wir unserem Verständnis Grenzen setzen. Anstatt zu sagen: „Warum wendet *ihr* diesen Grundsatz nicht auf mich an?" sollten wir sagen: „Wie kann ich diesen Grundsatz anwenden?" Der Herr möchte, daß wir lernen, wie wir seine Grundsätze bei allem anwenden können, was wir tun.

Über die Jungen Damen, die zur FHV übergehen

Ich möchte, daß sie wissen, welch ein kostbares Geschenk die FHV ist. Ich weiß, daß einige der Jungen Damen in der Vergangenheit noch nie etwas mit der FHV zu tun hatten, doch hoffe ich, sie nehmen sich Zeit und finden heraus, welch große Kraft die älteren Frauen haben. Ich hoffe, sie stellen fest, daß sie selbst zu dieser Organisation einen gro-

ßen Beitrag leisten können. Die FHV wird ihre Organisation sein, so lange sie leben. Sie gehören nicht nur vorübergehend, sondern ihr Leben lang dazu, und der Herr hat uns die FHV gegeben, um uns zu segnen und zu stärken. Sie können von der FHV so viel profitieren, wie sie wollen, und es gibt vieles, was sie ihrerseits geben können.

Wenn Sie mich fragen, was ich den Leiterinnen im Hinblick auf diese jungen Frauen empfehlen würde, so antworte ich: Geben Sie ihnen sofort eine Aufgabe. Übertragen Sie ihnen ein Amt. Sie müssen lernen, und sie haben viel, was sie geben können. Ich sehe unsere jungen Frauen als Lehrerinnen, als Komiteemitglieder und sogar in der FHV-Leitung. Ich sehe, wie sie aktive Mitglieder der großen Schwesternschaft der Kirche werden.

> Wenn die FHV die Schwestern zur Mitarbeit gewinnen kann, können sie ihrerseits ihre Familie stärken und die nötige Festigkeit erlangen.

Über die FHV und Missionsarbeit

Mehrere Missionspräsidenten und Priestertums- wie FHV-Führungsbeamte haben mir schon gesagt, daß wir noch nicht bekehrte oder neu bekehrte Frauen oft wieder verlieren, wenn wir sie nicht in die FHV einbeziehen. Kann jedoch die FHV eine Schwester zur Mitarbeit gewinnen, so ist sie ihrerseits imstande, ihre Familie zu stärken und während der Anpassungszeit die nötige Festigkeit zu entwickeln. Es kommt selten vor, daß eine Schwester, die einen Platz in der FHV findet, verlorengeht.

Über die Familie als Quelle der Kraft

Die Familie ist durch das, was in ihr geschieht, eine Quelle der Kraft. Die Familie ist es, wo das Priestertum zur Wirkung kommt, wo der Dienst am Nächsten seinen Anfang hat und wo man jeden Evangeliumsgrundsatz lernen und anwenden kann. Die Familie verhilft uns zur nötigen Kraft, um geistig zu wachsen und Fortschritt zu machen, um das Böse abzuwehren und um die Segnungen der Ewigkeit zu erlangen.

Über die schlechten Einflüsse in der heutigen Welt

Das größte Übel, mit dem wir heute konfrontiert sind, ist meiner Meinung nach das Bemühen, die Familie zu zerstören – sei es durch Scheidung, Kindesmißhandlung, Unmoral oder Depressionen. All das unterwandert die Familie und das Selbstbewußtsein. Wir müssen die Familie stark machen, damit dergleichen nicht vorkommt. Wenn eine Familie zerbricht, verliert der einzelne eine wichtige Kraftquelle – nämlich das Beispiel von Mann und Frau, die in Liebe zusammenarbeiten.

Über die Zusammenarbeit von Priestertum und FHV

Beide müssen verstehen, daß die andere

Seite bestimmte Stärken und Aufgaben und einen wichtigen Zweck in dieser von Gott gegründeten Kirche hat. Beide Seiten müssen sich bemühen, jeweils beim anderen das hervorzukehren, was für alle den größten Segen bringt. Ich glaube zum Beispiel, daß die FHV das Priestertum wirklich unterstützen muß, wenn es erfolgreich sein soll. Wir müssen für die Priestertumsführer beten, und wir müssen an Ort und Stelle sein und ihnen nach Kräften helfen. Ich denke hier zum Beispiel an den Dienst am Nächsten. Die Frauen haben viel Gelegenheit, Mitgefühl zu zeigen, und wenn sie in diesem Sinne dem Nächsten dienen, unterstützen sie das Priestertum. Davon würde ich in Zukunft gern mehr sehen.

„Die Hüterin meiner Schwester" sein

Eine schöne Weise, einander zu dienen, besteht darin, daß man aneinander das Gute sieht und aufhört, Fehler zu suchen (LuB 88:124). Wenn wir das täten – das heißt, wenn wir aneinander nicht Fehler finden, sondern das Gute sehen würden –, würden wir jedem helfen, besser zu sein. Die heutige Gesellschaft ist sehr ichbezogen und sucht oft Fehler aneinander. Ich möchte, daß das anders wird. Ich möchte, daß wir zueinander sagen: „Du bist etwas Besonderes."

Über die Nächstenliebe, die reine Christusliebe

Nächstenliebe ist nicht nur etwas, was wir tun oder sagen – sie ist auch die Motivation, die dahintersteht. Ich glaube, Christus hilft uns erkennen, wie wichtig es ist, daß wir Gutes tun; und wenn wir erst einmal verstehen, warum wir uns für die Bedürfnisse eines anderen interessieren und ihm in Liebe helfen sollen, steigen wir höher, über das Mittelmäßige hinaus. Nächstenliebe üben bedeutet: dem Erretter nacheifern. Die Nächstenliebe beginnt meiner Meinung nach Wurzel zu fassen, wenn wir uns täglich bemühen, unseren Mitmenschen Segen zu bringen.

Über ihre Gebete für die Schwestern der Kirche

Wenn man jeden Tag für die Schwestern betet, verspürt man einfach große Liebe für sie. Ich bete in der Tat darum, daß der Herr die Schwestern segnen möge. Ich bete darum, daß sie eins seien und daß sie verstehen: Die FHV ist da, um ihnen zu helfen und damit sie von den Möglichkeiten Gebrauch machen, die sie ihnen bietet. Vor allem bete ich darum, daß sie viel Liebe füreinander haben. □

DIE FHV – EIN GRUND ZUM SINGEN

Patricia W. Higbee

Ohne einen trüben Wintermorgen und eine Beobachtung meiner kleinen Tochter wäre ich zwar vielleicht weiterhin gern zur FHV gegangen, mir aber nicht bewußt geworden, auf welch mannigfaltige Weise sie mir schon geholfen hat.

Als ich an jenem Morgen in aller Eile das Geschirr spülte, blickte ich durchs Fenster auf die dunklen Wolken und das Schneetreiben. Normalerweise fühle ich mich bei solchem Wetter niedergedrückt, doch mir kam ein Kirchenlied in den Sinn, das ich gern habe, und ich begann, die Melodie zu summen.

Vom Frühstückstisch her rief meine Jüngste: „Heute ist wieder FHV, stimmt's?" „Wie hast du das gewußt?" fragte ich. „Hast du gesehen, wie ich den Leitfaden las?"

„Nein, Mama", lachte sie. „Du hast gesungen."

„Was meinst du?" fragte ich. „Was hat das Singen mit der FHV zu tun?"

Sie beobachtete meine Reaktion und sagte langsam: „Sonst hast du morgens schlechte Laune."

Ich gebe zu, der Morgen ist nicht meine liebste Tageszeit, aber ich hoffe, ihre Feststellung war übertrieben. Sie hatte jedoch auf ihre Weise bemerkt, daß ich glücklich war, wenn ich zur FHV ging. Ich fing an, zu überlegen, warum ich von der FHV so begeistert war.

Schwester sein und gemeinsam dienen

In der FHV habe ich die verschiedensten Freundinnen. Ich lerne dort Frauen jeden Alters kennen und schätzen. Ihr Hintergrund, ihre Talente, Interessen, politischen Ansichten und ihre Ideen sind oft ganz anders als die meinen. Das Interesse für diese Frauen erweckt in mir den Wunsch, ihnen und ihrer Familie zu dienen.

Da einer der Gründe, der für das Bestehen der FHV genannt wird, der ist, der Menschheit zu dienen, habe ich persönlich zweifellos eine bessere Einstellung zum Dienen entwickelt.

Vor einigen Jahren hat zum Beispiel ein Bruder unserer Gemeinde erwähnt, seine Frau und mehrere seiner Kinder hätten die Grippe. Ich war voll Mitgefühl und fragte gewohnheitsgemäß, ob ich irgendwie helfen könne. Zu meiner Überraschung sagte er: „Ja, Sie könnten uns morgen das Abendessen bringen."

Den ganzen nächsten Tag beklagte ich mich darüber, daß ich meine wertvolle Zeit damit zubringen sollte, seiner Familie eine Mahlzeit zu bereiten, wo er doch ganz gut selbst dazu in der Lage war. Welch ein Unterschied, wenn ich dies mit dem Gefühl vergleiche, das ich vor kurzem empfunden habe, als ich für die Familie einer Schwester das Abendessen bereitete, die sich gerade von einer Operation erholte.

Was hatte sich zwischen diesen beiden Situationen ereignet? Wodurch hatte sich meine Einstellung verändert? Geholfen haben mir Gespräche in der FHV über den Dienst am Nächsten. Noch größeren Einfluß hatte das Beispiel anderer in unserer Gemeinde, die voll Freude dienten. So viele Schwestern warten begierig darauf zu dienen, daß man manchmal meint, man müsse sich in eine Warteliste eintragen.

Die FHV bietet mir Gelegenheit, meine Talente zu entfalten, neue Talente zu entdecken und sogar das eine oder andere zu tun, wofür ich überhaupt nicht talentiert bin. Zum Beispiel hatte ich kürzlich ein sehr gutes Gefühl, als jemand folgende Worte Brigham Youngs zitierte: „Schmückt euch mit dem Werk eurer Hände." *(Discourses of Brigham Young,* S. 214.) Ich finde jetzt Befriedigung darin, für mich und die Kinder selbst Kleider zu nähen, obwohl ich in meiner Jugend nicht nähen mochte und nähen nie als eins meiner Talente betrachtet habe. Viele solcher neuen Fertigkeiten habe ich mir in der FHV angeeignet.

Ich singe auch nicht sehr gut. Als ich jung war, hörte eine meiner Freundinnen immer zu singen auf, wenn sie in der Kirche neben mir saß, damit jeder wußte, daß ich und nicht sie falsch sang. In einer Gemeinde wurde ich jedoch dringend in einer kleinen Gruppe gebraucht, die bei einer Pfahlversammlung singen sollte. Als wir an jenem Tag sangen, wurde mir zum ersten Mal klar, was es bedeutet, dem Herrn Lob zu singen. Zwar bin ich immer noch keine gute Sängerin, doch bei den Gesangsübungen in der FHV habe ich glückliche Augenblicke erlebt, von denen ich vielleicht sonst nie etwas geahnt hätte.

Viele erfolgreiche Unternehmungen mit unseren Kindern gehen direkt auf Ideen zurück, die ich von anderen Frauen habe. Eine Schwester hat mir erzählt, daß sie ihre Kinder mit Erzählungen über das Evangelium unterhielt und belehrte, wenn sie mit ihnen während der Wirtschaftskrise im Garten arbeitete, um Gemüse für die Familie zu ziehen. Am Abend las sie das Buch Mormon, die Bibel oder die Geschichte der Kirche und konnte den Kindern am nächsten Tag alles genau nacherzählen. Durch ihre Bemühungen lernten die Kinder das Evangelium lieben und Freude an der Arbeit finden. Nun erzählen wir einander in der Familie Evangeliumsbegebenheiten, während wir gemeinsam arbeiten, langes Haar ausbürsten oder wenn wir unterwegs sind.

Eine Quelle geistiger Kraft

Vielleicht kann man auch anderswo schwesterliche Beziehungen oder Freude am Frausein finden, ein Talent entfalten und lernen. Auf einem Gebiet jedoch kann ich keine andere Gruppe mit der FHV messen, und das ist die Erneuerung meines geistigen Eifers.

Als ich während meines Studiums zum ersten Mal von der FHV am Sonntag-

vormittag erfuhr, wollte ich nicht gern hingehen, weil ich dachte, das sei nur für ältere Frauen. Es dauerte aber kein Jahr, da ging mir, wenn ich ein Wochenende zu Hause verbrachte, am meisten die geistige Belebung ab, die ich jedesmal bei der FHV empfing. Ich lernte wirklich fasten und beten und dem Herrn nahe zu sein, besonders, wenn ich meinen Unterricht vorbereitete.

Wenn ich heute nicht mit dem Herrn in Einklang stehe, denke ich an jene Tage, und es ist mir ein Trost, daß ich weiß: Wenn ich mich bemühe, kann ich dem Herrn wieder nahe sein. Das Programm der FHV wird durch Inspiration organisiert, geplant und ausgeführt. Die wöchentliche Teilnahme hilft mir, Gottes Gesetze zu befolgen und seinen Beistand in Anspruch zu nehmen.

Vor einigen Jahren habe ich mit einer Freundin ein Gespräch geführt, das meinen Entschluß, die FHV zu besuchen, sehr beeinflußt hat. Ich hatte nach kurzer Lehrtätigkeit gerade zu arbeiten aufgehört und genoß das Zuhausesein. Meine Freundin fragte: „Ist deine ganze Ausbildung nicht umsonst gewesen, wenn du nicht wieder im Beruf arbeitest?" Was ich ihr antwortete, konnte sie nicht überzeugen. „Schau", sagte sie, „ich weiß doch: du kochst und nähst nicht gern. Nicht einmal Kinderhüten hat dir als Mädchen Spaß gemacht, wie uns anderen Mädchen. Du warst eine gute Studentin und bist ehrgeizig. Du bist gern unter Leuten. Nach einigen Jahren zu Hause wirst du dich zu Tode langweilen."

„Na, ja", erwiderte ich, vielleicht ein wenig selbstgefällig, „ich habe ja noch die FHV."

„Du willst doch nicht behaupten, daß eine Versammlung in der Woche all deine außerfamiliären Bedürfnisse befriedigt", sagte sie.

Inzwischen habe ich erfahren, daß wir damals beide recht hatten. Mich mit meinem Leben im Haushalt zufriedenzugeben ist mir schwerer gefallen, als ich erwartet hatte. Andererseits aber macht es mich in der Tat glücklich, daß ich einer Organisation angehöre, die schwesterliche Beziehungen und den Wunsch zu dienen fördert, das Frauentum unterstützt, Talente entfalten hilft, zum Lernen anregt und zu vermehrter geistiger Gesinnung beiträgt. Es macht mich sogar so glücklich, daß ich anfange zu singen. □

Ab sofort erhältlich:

DAS BUCH MORMON

auf Kassette

1980er Fassung
21 Kassetten C 90
im handlichen Köfferchen

Katalog-Nr. VV OT 0471 GE

DM/SF **100,-**

öS **700,-**

Zu beziehen durch Ihren Verlagsbeauftragten

AARON

Am Beispiel Aarons kann ein junger Mann lernen, wie er im Aaronischen Priestertum dienen soll.

Victor L. Ludlow

Die meisten jungen Männer, die das Aaronische Priestertum tragen, wissen nicht, daß Aaron und sein Bruder Mose vor langer Zeit ein bedeutendes Beispiel gesetzt haben, wie man im Priestertum führt. Gewiß wurden die priesterlichen Aufgaben Aarons meistens von den prophetischen Taten seines jüngeren Bruders Mose in den Schatten gestellt, als dieser das Volk Israel aus der Knechtschaft führte und der mosaischen Evangeliumszeit ihre Ordnung aufprägte; und doch ist Aaron ein so hervorragendes Beispiel für den Gottesdienst, daß eine große Abteilung des Priestertums des Herrn nach ihm benannt wurde.

Ich habe das Aaronische Priestertum vor einem Vierteljahrhundert empfangen. Seit damals bemühe ich mich, die Führungsgrundsätze des Priestertums, die Aaron so vorbildlich praktizierte, zu erlernen und anzuwenden. Ich denke hier vor allem an zehn bestimmte Grundsätze.

1. *Gott anerkennen.* Als Junge erlebte Aaron, wie sein kleiner Bruder Mose auf wundersame Weise vom Tod errettet und dann in königlichem Luxus großgezogen wurde, bevor er aus Ägypten nach Midian floh. Aaron blieb in der Sklaverei zurück und hätte sich leicht gegen Gott und die israelitische Religion wenden können. Statt dessen muß er sich eng an den Herrn angeschlossen haben. Es steht nichts davon geschrieben, wie er sein Zeugnis erhalten hat. Als Aaron jedoch bereits achtzig Jahre alt war, sprach der Herr zu ihm: „Geh hinaus in die Wüste, dem Mose entgegen! Da ging er." (Ex 4:27.) Aarons Gottesglaube gab ihm die nötige Kraft für die Schwierigkeiten, vor die er und Mose noch gestellt wurden.

Wider Erwarten kamen die ersten Schwierigkeiten von seinem eigenen Volk. Durch den Herrn empfing Mose wundersame Zeichen, um das Volk davon zu überzeugen, daß er ihr Befreier war (Ex 4:1-9). Diese Zeichen und Aarons Zeugnis überzeugten die Israeliten so weit, daß sie sich von ihnen vor dem Pharao vertreten ließen (Ex 4:29-31). Als sich jedoch der Pharao erzürnte und dem Volk vermehrte Lasten aufbürdete, wandten sich die Israeliten gegen Mose und Aaron. Mose klagte dem Herrn seinen Schmerz und seine Zweifel im Gebet (Ex 5:20-23), doch nichts läßt darauf schließen, daß sein oder Aarons Glaube je ins Wanken geriet.

Ich weiß noch, wie mein eigener Glaube oft geprüft wurde. Ich ging in Bloomington (Indiana) zur Schule, und die Schüler, die nicht der Kirche angehörten, stellten meinen Glauben fortwährend in Frage. Damals bestand meine einzige Verteidigung darin, daß ich dasselbe tat wie Mose und Aaron – ich schloß mich dem Herrn enger an. Ich dachte, es muß Gott geben, denn ich konnte nicht beweisen, daß es ihn nicht gab. Auch ging ich davon aus, daß er mit mir sprechen konnte und würde. Mit diesen Vorstellungen und mit dem Glauben, daß das Zeugnis meiner Eltern auf etwas Wirklichem beruhen mußte, betete ich inständig. Aus diesem inneren Ringen empfing ich mein eigenes Zeugnis von der Existenz Gottes.

2. *Den Charakter formen.* Besonders beeindruckend im Leben Aarons ist die Tatsache, daß er seinen jüngeren Bruder Mose so rückhaltlos als Propheten anerkannte. Mose war nie ein hebräischer Sklave gewesen, und er hatte 40 Jahre außerhalb Ägyptens gelebt. Aaron hätte sich als besser geeignet betrachten können, die Hebräer aus Ägypten zu führen, allein wegen seines Alters und seiner Erfahrung. Er erkannte jedoch von Anfang an Mose als den Propheten des Herrn an. Trotzdem wurden er und seine Schwester Mirjam einmal vom Herrn zurechtgewiesen, weil sie eifersüchtig auf Mose waren, der Gott sehr nahe war (s. Num 12). Ein Geringerer hätte sich vielleicht in Bitterkeit und Eifersucht gegen den Propheten gewandt, doch Aaron übte Umkehr.

Aaron wurde in dieser Hinsicht mehrmals versucht. Vielleicht kannte er die Prophezeiungen Josefs, des Sohnes Jakobs, der einen Seher namens Mose angekündigt hatte; dieser Mose sollte von einer Königstochter großgezogen werden (JSÜ, Gen 50:29). Wir wissen nichts von einer prophetischen Verheißung oder von einem besonderen patriarchalischen Segen für Aaron. Er hätte seine Entwicklung leicht durch Gleichgültigkeit oder Eifersucht beein-

trächtigen können. Statt dessen verbesserte er fortwährend sein eigenes Leben und seinen Charakter, bis er selbst als bedeutender Knecht für den Herrn sprach.

Ich weiß noch, wie ich selbst als Lehrer in der Gemeinde Provo 9 solche gemischten Gefühle hatte. Als das Amt des Kollegiumspräsidenten frei wurde, fühlte ich mich fähig, eine solche Berufung zu erhalten. Statt dessen wurde ein anderer junger Mann dafür ausgesucht. Ich stellte seine Würdigkeit und Eignung nicht in Frage, doch fragte ich mich, ob ich selbst so würdig und vorbereitet war, wie ich es hätte sein sollen. Ich faßte den Entschluß, mich anzustrengen und mein Leben immer in Ordnung zu halten und an mir zu arbeiten, damit ich in Zukunft für jede Berufung in der Kirche, die an mich herangetragen würde, bereit wäre. Als Heilige der Letzten Tage sollen wir uns unserer Schwächen so weit bewußt sein, daß wir ihrer Herr werden, bevor sie Herr über uns werden. Aaron war in dieser Hinsicht ein Vorbild.

3. *Vollmacht rechtschaffen gebrauchen.* Ein Priestertumsträger muß einer zweifachen Anforderung gerecht werden, wenn er zwischen Stolz und Demut wählen muß. Als Mensch muß er ein gewisses Gleichgewicht zwischen seinem Stolz als Kind Gottes und seiner Demut als mit Fehlern behafteter sterblicher Mensch finden. Als Priestertumsträger muß er im selben Sinne imstande sein, Anspruch auf seine Vollmacht zu erheben und sie zu gebrauchen, ohne daß er der Versuchung nachgibt, nach höheren Ämtern zu streben.

Auch hier war Aaron ein Vorbild. Nichts läßt darauf schließen, daß er nach dem Prophetenamt seines Bruders getrachtet hat. Trotzdem war er nicht schwach oder tatenlos, wenn er Vollmacht empfing. Als ihm geboten wurde, für Mose zum Pharao zu sprechen, tat er es. Er nahm seine Aufgabe an und handelte im Rahmen seiner Berufung. (Siehe Ex 4:30; 5:1-4; 6:13; 7:1,2,6-10,19,20; 8:5,6,16,17; 10:3; 11:10.)

Einmal hat Aaron in seinem Führungsamt versagt, nämlich als ihm die Israeliten am Berg Sinai anvertraut wurden. Während Mose auf dem Berg war, verlor Aaron die Herrschaft über das Volk. Es bestand darauf, daß er ihnen ein goldenes Kalb anfertige. (Siehe Ex 24:14; 32:19-24.) Nachdem Mose das Volk zurechtgewiesen hatte, säuberten allerdings Aaron und die Leviten das Lager von Leuten, die sich weigerten dem Herrn nachzufolgen (siehe Ex 32:26-29). Danach mußte sich Aaron oft die Klagen der Israeliten anhören, aber er ließ es nie mehr zu, daß sie so weit vom rechten Weg abkamen.

Aarons Erlebnis am Sinai erinnert mich an ein ähnliches Erlebnis, das ich als Führer eines Heerestrupps in Fort Ord in Kalifornien hatte. Unser Zug traf Vorbereitungen für eine Sonderinspektion. Nachdem die Männer die Barracke gereinigt hatten, gingen sie hinaus, um ihre Ausrüstung sauberzumachen. Der Zugführer rief die vier Abteilungsführer zu sich und machte sie auf einige Arbeiten aufmerksam, die noch zu erledigen waren. Er trug mir auf, ein paar meiner Männer zu holen und diese Arbeiten zu erledigen. Ich machte ein Fenster auf und sagte zu drei Männern von meiner Abteilung: „Sergeant Carrington möchte, daß ihr hereinkommt und etwas erledigt!"

Als ich mich umwandte, fragte Sergeant Carrington: „Was haben Sie da Ihren

Leuten gesagt?" „Daß Sie möchten, sie sollen hereinkommen und etwas erledigen." „Nein", sagte er. „Ich habe Ihnen aufgetragen, daß *Sie* Ihre Leute zur Arbeit holen sollen. Sie wissen, was Sie zu tun haben."

„Sie wissen, was Sie zu tun haben", bedeutete bei Sergeant Carrington, daß man an Ort und Stelle hundert Liegestütze machen mußte.

Im ersten Augenblick war ich verwirrt und verlegen. Nach einiger Zeit aber fing ich an zu verstehen, was er mir beibringen wollte. Ich war der Abteilungsführer, und ich hatte die Vollmacht, ihnen Arbeiten aufzutragen. Statt dessen hatte ich Sergeant Carringtons Namen und Vollmacht verwendet, um die Leute zur Arbeit zu bewegen.

Aus ‚Lehre und Bündnisse', Abschnitt 58:26-28 lernen wir, daß wir nicht in allem genötigt werden, sondern „vieles aus freien Stücken tun" sollen. Wir sollen unsere Berufung groß machen, indem wir unsere Entscheidungsfreiheit gebrauchen und uns auf unseren eigenen Mut stützen, anstatt uns auf die Vollmacht anderer zu berufen und andere unsere Schwierigkeiten lösen zu lassen.

4. *Die eigenen Talente entfalten.* Indem Aaron seine Berufung groß machte und zum Volk Israel und zum Pharao redete, entwickelte er die Talente und Geistesgaben, die er brauchte, um seine Treuhandschaft zu erfüllen. So lernte er zum Beispiel Offenbarung empfangen (siehe Ex 12:1; Lev 10:8; 11:1; 13:1; Num 18:1) und sah schließlich Gott auf dem Berg Sinai (siehe Ex 19:24; 24:9,10). Er entwickelte seine Talente zu solcher Vollkommenheit, daß eine besondere Geistesgabe nach ihm benannt wurde – die „Gabe Aarons". Oliver Cowdery wurde diese Gabe in unserer Evangeliumszeit verheißen (siehe LuB 8:6-11).

Aaron war der Mund des Mose, geradeso wie Mose der Mund oder Prophet des Herrn war. Als Sprecher für Mose und den Herrn war Aaron dafür verantwortlich, daß die Botschaft des Herrn weitergegeben und die Israeliten belehrt wurden (siehe Lev 10:11; Deut 33:10). Viele Propheten, darunter auch Mose und Henoch, waren furchtsam wegen ihrer Berufung und besorgt, ob sie die Botschaft auch recht übermitteln konnten. Ein Prophet muß ja Gottes Wort nicht nur verstehen, er muß es auch weitergeben. Aarons Redegabe machte es ihm möglich, diese bedeutende Aufgabe zu erfüllen.

5. *Nicht den Mut verlieren.* Aaron hat im Lauf seines Wirkens viele Enttäuschungen erlebt. Er sah die Schlechtigkeit der Israeliten im Zusammenhang mit dem goldenen Kalb, und später erlebte er mit, wie Tausende durch Seuchen und Gottesstrafen umkamen (s. Num 11,14,16). Auch selbst mußte er Unglück und Enttäuschung hinnehmen. Zwei seiner vier Söhne wurden vom Herrn durch Feuer getötet (Lev 10:1,2), und seine Schwester wurde von Lepra befallen (siehe Num 12:10). Bei diesen Prüfungen „schwieg Aaron". (Lev 10:3.) Er bat um Vergebung für seine eigenen Schwächen (Num 12:11.)

Einmal warfen ihm die Israeliten vor, er maße sich zuviel Vollmacht an (s. Num 16:3.) Er und Mose wurden zurechtgewiesen, weil sie die Ehre nicht dem Herrn gelassen und sich nicht genau an seine Weisung gehalten hatten, als aus dem Felsen Wasser hervorgekommen war. Auch wurde ihnen gesagt, daß sie das

Land der Verheißung nicht betreten werden (s. Num 20:12-20).

Aarons Leben war voller Enttäuschungen und verspäteten Lohns. Anstatt jedoch schwach oder verbittert zu werden oder sich gegen den Herrn zu wenden, wurde Aaron stärker und erfüllte schließlich seine Treuhandschaft. So wie er müssen auch viele von uns lernen, den Glauben an Gottes Gerechtigkeit nicht zu verlieren und würdig zu leben – für Segnungen, die nicht sofort kommen. Ich erinnere mich an einen guten jungen Mann in Solingen, den mein Mitarbeiter und ich belehrt haben. Wir fasteten und beteten für ihn. Seine Eltern gaben ihm nicht die Genehmigung zur Taufe, und später verlor er das Interesse an der Kirche. Doch dreizehn Jahre später – seine Ehe war inzwischen gescheitert – fand er erneut zur Kirche. Als er auf einer Geschäftsreise nach Chikago kam, flog er weiter nach Salt Lake City, und ich durfte die unsagbare Freude erleben, ihn zu taufen.

6. *Die eigene Treuhandschaft erfüllen.* Aarons Berufung machte es erforderlich, daß er seine Aufträge auf das genaueste erfüllte, besonders, was das Offenbarungszelt anbelangte (s. Ex 28; 39), und ebenso bei den verschiedenen Opfern (s. Lev 5-7).

Im 10. Kapitel des Buches „Levitikus" wird eine Episode geschildert, wo zwei der vier Söhne Aarons ihre Treuhandschaft mißbrauchten. Sie brachten auf dem goldenen Altar im Offenbarungszelt ein „unerlaubtes Feuer" dar. Darum wurden sie vom Herrn geschlagen. Offenbar hatten sie zuviel Wein getrunken, denn der Herr gebot daraufhin Aaron, seinen Söhnen und den nachfolgenden Generationen des Levitischen Priestertums, überhaupt keinen Wein zu trinken, wenn sie an den Altar gingen oder lehrten (s. Vers 8-11). Beim Tod seiner beiden Söhne durften Aaron und seine übrigen Söhne kein äußeres Zeichen der Trauer zeigen noch am Begräbnis teilnehmen (Vers 6,7). Auch wurde ihnen geboten, den Rest des Opferfleisches zu essen, das noch auf dem Altar lag (s. Vers 12-15). Aaron und seine Söhne hielten sich an diese strenge Weisung.

Wer heute im Aaronischen Priestertum dient, lernt genaue Vorschriften, was das Segnen und Austeilen des Abendmahls, die Taufe und die anderen heiligen Handlungen betrifft. Als Träger des Aaronischen Priestertums und später als Verantwortlicher für verschiedene Programme des Aaronischen Priestertums lernte ich verstehen, weshalb es notwendig ist, all diese heiligen Handlungen korrekt auszuführen, so wie unsere Führer es vorschrieben. Das gilt auch, wenn man nicht versteht, warum man sich an eine bestimmte Vorschrift halten soll.

7. *Dienen.* Aaron hat 40 Jahre lang seine Zeit, seine Fähigkeiten und seine Kraft in den Dienst des Priestertums gestellt. Er war für folgende Hauptbereiche verantwortlich:

a) Den Gottesdienst im Offenbarungszelt (s. Lev 24:3-9; Ex 30:7,8,30)
b) In bestimmten Angelegenheiten zu Gericht sitzen (s. Lev 13,14)
c) Die Obhut der Gegenstände im Offenbarungszelt, insbesondere der Lade der Bundesurkunde (s. Num 4:5-20)
d) Waschungen oder Taufen (s. Ex 40:12; LuB 84:26,27)
e) Das Opfern (s. Lev 6:12-16; 9:15-22; Ex 29:38-44)
f) Den Unterricht in den Gesetzen und

Bündnissen (Lev 10:11; Deut 33:10)

g) Obhut des Offenbarungszeltes, besonders dessen Transport (s. Num 3:5-13,23-27)

h) Das Blasen der silbernen Hörner im Kriegsfall oder bei religiösen Festen (s. Num 10:1-8)

Wenn man diese Schriftstellen liest, begreift man erst, wieviel Zeit und Energie Aaron im Lauf der Jahre für diese Aufgaben aufgewendet haben muß. Nirgends steht, daß er sich je über zu viel Arbeit, über zu viele Berufungen oder darüber beklagt habe, daß er mehr Zeit brauchte, um sich an anderem zu erfreuen. Er arbeitete bis zu seinem Tod nur für das Reich Gottes.

Es ist mir peinlich, wenn ich daran denke, daß ich manchmal gezögert habe, für die siebzehn Lehrer der Gemeinde Provo 13 mehr Zeit und Anstrengung aufzuwenden, als ich ihr Berater war. Gewiß, ich hatte noch kleine Kinder, ich hatte eine neue Arbeitsstelle und ein neues Haus sowie andere Aufgaben – aber an meine Verantwortung diesen jungen Männern gegenüber mußte ich erinnert werden. Als ich sie kennen- und lieben lernte, wurden ihre Schwierigkeiten und Probleme zu meinen eigenen. Nach und nach diente ich nicht mehr aus Pflichtgefühl, sondern aus Liebe und aus Interesse an Mitmenschen.

Aaron hatte ein kompliziertes System von Opfern zu beaufsichtigen. Auch wir in unserer Zeit haben viele Möglichkeiten, von uns selbst zu geben. Anderweitige Pflichten, hohes Alter oder unsere tägliche Arbeit sollten für uns keine Ausrede sein, daß wir dem Herrn nicht dienen und beim Aufbau des Gottesreiches nicht mithelfen können. Soviel wir auch dienen mögen – keiner von uns gibt so viel wie der Erretter oder der Vater im Himmel.

8. *Den Führern der Kirche helfen.* Mose und Aaron werden in der Schrift so oft in einem Atemzug genannt, daß sie fast unzertrennlich erscheinen. Wenn wir bedenken, daß die ersten Bücher des Alten Testaments von Mose geschrieben wurden, können wir uns gut vorstellen, wie getreu Aaron den Mose unterstützt haben muß. Mose, der Führer seiner Evangeliumszeit und Prophet des Herrn, muß in der Tat das Gefühl gehabt haben, daß er *unterstützt* wurde – nicht nur dadurch, daß Aaron immer bei ihm war, sondern auch durch seinen gewissenhaften Dienst. Dank Aarons eifrigem Wirken standen den Israeliten alle religiösen Aktivitäten ohne Einschränkung zur Verfügung. Den Israeliten war dadurch nicht nur ein angemessenes religiöses Leben möglich, sondern Mose wurde dadurch auch von vielen Sorgen befreit, so daß er sich auf jene Aufgaben konzentrieren konnte, die er nicht an andere delegieren konnte.

Den Priestern im Aaronischen Priestertum fällt ähnliches zu; sie müssen sich bemühen, ihren Kollegiumspräsidenten – den Bischof – zu unterstützen. Wenn die Priester ihre Treuhandschaft groß machen, kann sich der Bischof auf andere Bereiche konzentrieren. Auch die Ratgeber und übrigen Beamten können dem Bischof viele Sorgen abnehmen und es ihm ermöglichen, daß er besser als Richter in Israel und als geistiger Berater der Gemeinde zu fungieren vermag.

9. *Untergebenen Weisung geben.* Eine Hauptaufgabe des Aaronischen Priestertums ist es, zu lehren, zu warnen, zu ermahnen und „alle einzuladen, zu

Christus zu kommen" (s. Lev 10:11; Deut 33:10; LuB 20:46-59). Aaron lehrte die Priester und Leviten ihre Obliegenheiten und bereitete seinen Sohn Eleasar auf das Amt des Hohenpriesters vor. Beim Tod Aarons verlief der Führungswechsel reibungslos und ohne Zwischenfälle – ein Zeichen dafür, wie gut er die anderen auf die Fortführung der priesterlichen Aufgaben vorbereitet hatte.

In der Studentengemeinde, wo ich Bischof bin, müssen wir die meisten Gemeindemitglieder in ihren Berufungen und Aufgaben unterweisen. Die jungen Mitglieder dienen mit Begeisterung und Eifer, doch oftmals fehlt ihnen die Kenntnis und Erfahrung, um die eine oder andere Berufung zu erfüllen.

Meine Ratgeber sind beide geschickte Führer. Sie führen die Programme der Gemeinde wirkungsvoll durch und unterweisen die Mitglieder, wie sie miteinander umgehen sollen, während ich mich auf ihre Beziehung zum Herrn konzentriere. So arbeiten wir als Mannschaft, um alle Mitglieder der Gemeinde in ihren irdischen Pflichten zu unterweisen.

Als Mitglieder der Kirche des Herrn haben wir die Aufgabe, die Lehren des Evangeliums und die Grundwerte eines christlichen Lebens durch Wort und Tat an andere weiterzugeben. In einer Zeit, wo die Weltlichkeit um sich greift und die Familie zerfällt, müssen wir unseren Werten treu bleiben, damit wir unseren Mitmenschen zeigen können, wie man als Kind Gottes lebt.

10. *Den Fortschritt beurteilen.* Der Herr hat Aarons ergebenen Dienst schon während seines Lebens und auch danach anerkannt. Gott bestätigte Aarons Priestertumsvollmacht, indem er an seinem Stab auf wundersame Weise bewirkte, daß er Zweige trieb (s. Num 17:20-25), und indem er seine Opfer mit göttlichem Feuer verbrannte (Lev 9:22-24). Auch gab er ihm durch Mose das Priestertum (s. Lev 8:4-13; LuB 132:59) und verhieß ihm, daß seine rechtschaffenen Nachkommen immer das Recht haben würden, es zu tragen (s. Ex 29:9; Num 18:1; 1Chr 23:13; LuB 68:16-21; LuB 84:27). Später benannte der Herr einen Teil oder eine Ordnung des Priestertums nach Aaron (LuB 107:1-20). Daraus geht hervor, daß er mit Aarons aufopferndem Dienst zufrieden war.

Es fällt mir schwer, meinen eigenen Dienst vor dem Herrn abzuschätzen. Ich achte auf die feine Art und Weise, wie der Geist mich inspiriert und leitet. Ich führe mir meine Segnungen vor Augen. Ich versuche, den Dienst, den ich anderen geleistet habe, zu bewerten. Am besten wird sich mein Dienst im Priestertum jedoch im Grunde genommen durch meine Familie zeigen. Wenn ich mein Priestertum ehre und liebe, wird auch meine Familie eher dasselbe tun. Am Beispiel Aarons sehen wir, wie sehr man das Priestertum ehren kann. Er ist ein Beispiel für spätere Generationen von Priestertumsträgern und für ihre Familie. Wir täten gut daran, so wirkungsvoll und treu zu dienen wie Aaron. □

Victor L. Ludlow ist an der Brigham-Young-Universität Professor für Heilige Schrift des Altertums. Er ist Berater eines Diakonskollegiums und unterrichtet in seiner Gemeinde in Provo (Utah) in der Sonntagsschule.

DAS WEIHNACHTSGESCHENK

Layne H. Dearden

Drei Assistenzärzte hatten mir bereits gesagt, es gehe mir so gut, daß ich am nächsten Tag – am Heiligen Abend – das Krankenhaus verlassen und nach einem kurzen Urlaub zurückkommen könne. Ich war sicher, Dr. Sherman, der Oberarzt, würde diese gute Nachricht nur noch bestätigen, wenn er später seine gewohnte Runde machte. Endlich kam er und blieb an meinem Bett stehen. Er untersuchte mich routinemäßig – zu routinemäßig.
„Alles in Ordnung", versicherte er mir und wollte wieder gehen. Kein Wort davon, daß ich das Krankenhaus zu Weihnachten verlassen dürfe. Ich schluckte und fragte: „Morgen kann ich doch für ein paar Tage raus, oder?"
Seine Überraschung zeigte sich nur darin, daß sich die grauen Augenbrauen ein wenig hoben. Er gab langsam zur Antwort: „Tut mir leid, junger Mann, zumindest zwei Wochen noch können Sie nirgends hin."
Seine Stimme war freundlich, doch bestimmt und endgültig. Ich lag sprachlos da, als er den Raum verließ. Das einzige, woran ich mich seit Tagen geklammert hatte, war dahin. Meine einzige Hoffnung war zunichte gemacht.
Es war nicht fair – die ganze Geschichte war nicht fair! Ich war bereits über ein Jahr auf Mission, als es geschah. Ich hatte Freude an meiner Berufung. Das Evangelium in New York City zu verkünden war aufregend und forderte mich. Und in letzter Zeit hatte die Arbeit auch Früchte getragen – unsere Arbeit war mit Erfolg gesegnet. Und ich war mit Gesundheit gesegnet worden – jedenfalls bis zu dem Zeitpunkt vor zwei Wochen, als mein Arm plötzlich ein paar Minuten lang gelähmt war und ich über zwei Stunden nicht sprechen konnte.
Niemand wußte, was mir widerfahren war, und so hatte man mich in jenes Krankenhaus in der Bronx gebracht, wo ich untersucht werden sollte. Ich hatte aus geflüsterten Gesprächen einzelne Worte aufgefangen wie „Schlaganfall", „Anfälle", „Tumor" und „Syndrome". Dutzende ergebnislose Untersuchungen raubten mir alle Kräfte, und ich fühlte mich kränker als bei meiner Einlieferung. Es war einfach nicht fair, daß ich meine Zeit in der Klinik vergeudete,

während Leute darauf warteten, belehrt zu werden. Es war nicht fair, daß die mysteriöse Krankheit überhaupt eingetreten war.
Ich rief meine Familie in Utah fast jeden Abend an und versicherte ihnen, es ginge mir gut und sie müßten sich keine Sorgen machen. Meine Mutter wollte herfliegen, um bei mir zu sein, doch ich wußte, sie konnten es sich nicht leisten. Wenn sie käme, wäre mir mein Krankenhausaufenthalt nur noch peinlicher. Darum machte ich am Telefon Witze über meine mysteriöse Krankheit und spielte die Rolle des nonchalanten Opfers, damit sie sich nicht so sehr um mich sorgten.
Die kleine Klinik in der Bronx, die wegen ihrer Arbeit auf neurologischem Gebiet sehr bekannt war, mußte wohl der trostloseste Ort auf Erden sein – dessen war ich mir schon nach einer Nacht sicher. Als die Tage aber zu Wochen wurden, machte mir die Hoffnung, zu Weihnachten weggehen zu können, mein Leiden erträglich. Der Gedanke an die Weihnachtsstimmung milderte die Langeweile und meine unangenehme Lage.
„Zumindest zwei Wochen kommen Sie nirgends hin." Dr. Shermans Feststellung saß in meinen Gedanken fest und rief ein Gefühl der Sehnsucht und der Endgültigkeit hervor. Als Kind träumte ich schon Monate vorher von Weihnachten. Jetzt waren meine kindlichen Freuden nur teilweise von einer tieferen Liebe zu meinen Freunden, Verwandten und zu Jesus Christus verdrängt worden. Ich lag mindestens eine Viertelstunde bewegungslos im Bett, bis ich mich so weit umwandte, daß ich wenigstens das Radio erreichen und einschalten konnte. Seit meiner Einlieferung war das mein einziges Vergnügen, meine einzige Unterhaltung gewesen. Aber sogar durch das Radiohören verfinsterte sich meine Stimmung. Meine Enttäuschung wich einem inneren Zorn. Ich fühlte mich ganz und gar elend. Ich spürte, wie aus einer inneren schmutzigen Quelle mein ganzes Wesen entstellt wurde.
Trotzdem hörte ich weiter hartnäckig Radio. Es war mir lieber als die längst gewohnten Geräusche vom Korridor und von der Küche her. Aus jedem Sender kamen Weihnachtslieder. Frohe Stimmen verkündeten „Freude", und die Sänger erinnerten mich immer wieder, daß es zu den Festtagen nirgends so schön sei wie daheim.
Ich freute mich nicht, und ich war auch nicht daheim. Nicht einmal zu meinen Freunden bei den Missionaren und Mitgliedern hier in New York würde ich heimkommen können. Dieses Jahr gab es für mich kein Weihnachtsfest.
Der 23. Dezember verging langsam und es kam der 24. Dann war der Heilige Abend da. Viele Patienten hatten über die Weihnachtsfeiertage nach Hause gehen dürfen. Ich nicht, ich war allein. Ich fühlte mich einsam, klein und unbedeutend.
Ich lag lustlos im Bett und hörte mir die Weihnachtslieder im Radio an und spöttelte dazu in Gedanken. Ich wünschte mir, der Abend solle schnell vergehen.

Gegen acht Uhr klopfte es an die Tür und Ed Cazakoff kam herein. Er war vor kurzem bekehrt worden, und ich hatte geholfen, ihn zu belehren. Er war mit Päckchen beladen, und auf seinem Gesicht lag ein breites Lächeln. Er begrüßte mich fröhlich mit „Frohe Weihnachten!", stellte die Päckchen nieder und schüttelte mir herzlich die Hand.

Es wunderte mich, ihn heute abend von seiner Familie getrennt zu sehen. Es war ja nicht nur Weihnachten – die Juden feierten auch das Familienfest Channuka. Ed hatte wegen seiner Bekehrung zum Christentum große Schwierigkeiten in der Familie gehabt und verbrachte soviel Zeit wie möglich zu Hause, um die Angehörigen seiner unveränderten Liebe und Treue zu versichern.

Eds Gesicht strahlte, als er an diesem Abend mit mir redete. Seine Wärme und Begeisterung und seine Verwundbarkeit ließen ihn jünger als 24 erscheinen. Er lächelte die ganze Zeit, als er von seiner Arbeit in der Kirche erzählte, von seiner Freude am Evangelium und von seiner liebenden Sorge um unsere gemeinsamen Freunde und seine Angehörigen.

Wir unterhielten uns mehrere Stunden, hörten Radio und öffneten die Päckchen, die er mitgebracht hatte. Einige waren von ihm selbst, andere hatten ihm Freunde mitgegeben.

Als er fortgegangen war, dachte ich daran, wie er nun stundenlang auf die U-Bahn warten und durch den Winterabend nach Hause fahren würde. Ich sah mich in dem vormals öden Zimmer um. Geschenkpapier quoll aus dem Papierkorb. Auf dem einzigen Stuhl lag ein kleiner Haufen Geschenke, und an den Bettkanten baumelte eine Reihe rotweißgestreifter Zuckerstangen. Mehr als das Zimmer muß jedoch ich selbst mich verändert haben. Mein Herz war bewegt. Er hatte mir mit seiner Freude und Ausstrahlung die Seele erwärmt. Ich hatte mich ganz meinen vorübergehenden Problemen hingegeben, während ich Gott für die Segnungen hätte danken sollen, die ich für immer genießen konnte.

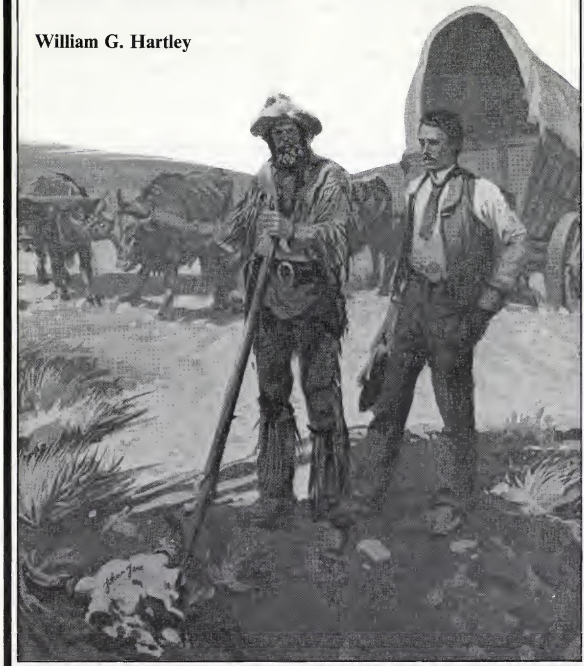
Es war Eds erstes Weihnachtsfest gewesen, und er hatte es mir geschenkt. Seine Aufrichtigkeit und liebevolle Anteilnahme waren ein Beispiel wahren Christentums. Er hatte ein Opfer für mich gebracht; er hatte Interesse gezeigt. Die Bedeutung des Weihnachtsfest war ihm zutiefst bewußt gewesen, während ich sie ignoriert hatte. Die Freuden, denen ich nachtrauerte, waren in Wirklichkeit unbedeutend. Sie waren, für sich genommen, künstlich und oberflächlich.

Die nächsten Stunden lag ich im Dunkeln und hörte die Weihnachtslieder im Radio an, im demütigen Bewußtsein ihrer Bedeutung. Ich dachte an eine Nacht vor langer Zeit in einem Land auf der anderen Seite des Meeres; ich freute mich über das Leben des Kindes, das in jener Nacht geboren wurde, und war bewegt vom Geist des kommenden Tages. Ich schlief friedlich ein, voll Dankbarkeit für die Weihnachtsgeschenke, die mir zwei meiner Brüder gegeben hatten. □

DIE ABENTEUER EINES JUNGEN BRITISCHEN MATROSEN

2. TEIL

William G. Hartley



William Wood feierte seinen 20. Geburtstag während seiner Dienstzeit bei der britischen Marine. Nach dem Kriegsdienst auf der Krim und in China und einer dreijährigen Seefahrt um die Welt auf dem Schiff „HMS Retribution“ genoß er es, wieder daheim auf der Insel Sheppey an der Themsemündung zu sein. Er erholte sich und erneuerte die alten Beziehungen zu seinen Verwandten, die es nicht gern gesehen hatten, daß er fünf Jahre zuvor Mitglied der Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage geworden war.

Nachdem er schon zwei Wochen zu Hause war, besuchte er den örtlichen Zweig der Kirche. Seine Schwester begleitete ihn in der Meinung, er ginge nur spazieren. Sie kamen schließlich zu einer Versammlung der Kirche in Sheerness, die in „einem kleinen Obergeschoßzimmer in einem schmutzigen Hintergäßchen“ stattfand. William wurde vom Zweigpräsidenten und den wenigen Mitgliedern, die ihn zuvor gekannt hatten, herzlich begrüßt. Sie baten ihn, in der Versammlung zu sprechen und von seinen Erfahrungen auf See zu berichten. Seine Schwester war überrascht, wie er feststellte – „da ich immer noch Mormone war und sie mich predigen hörte“.

Um seine Abfindung von 80 Pfund zu vermehren, nahm er eine Stelle als Metzger an. Niemand anders als sein früherer Arbeitgeber stellte ihn um einen guten Lohn an. Fünf Jahre zuvor hatte ihn derselbe Mister Blaxall aus Maldon hinausgeworfen, weil er sich der Kirche angeschlossen hatte. William ging zurück nach Maldon und arbeitete dort etwa ein Jahr. In dieser Zeit hatte er zwei dringende Ziele: Er wollte nach Zion auswandern, und er wollte eine Frau finden.

Anfang 1862 lernte der Seemann Elizabeth Gentry kennen und verliebte sich in sie. Elizabeth war die hübsche 16jährige Tochter des Zweigpräsidenten von Maldon. Ihre Mutter hatte sich 1853 der Kirche angeschlossen und sie selbst 1854; ihr Vater, ein Schmied, trat der Kirche ein Jahr später bei. Bruder Gentry und William waren im selben Jahr bekehrt worden und hatten gemeinsam als Priester gedient und in der Gegend von Maldon Versammlungen abgehalten, bevor William zur Marine eingerückt war.

Als William und Elizabeth sich verlobten, sprachen sie mit dem reisenden Ältesten Francis M. Lyman über die Auswanderung nach Zion. Bruder Lyman, der später dem Rat der Zwölf angehörte, riet dem Paar, es solle sich der Auswanderungsgruppe anschließen, die er gerade zusammenstellte.

Die beiden trafen in London mit weiteren Heiligen zusammen, die auswanderten, und die ganze Gruppe reiste nach Liverpool und ging an Bord des alten Segelschiffes „William Tapscott“, das die Auswanderungsbeamten der Kirche gemietet hatten. Das Schiff beförderte eine der größten Mormonengruppen, die je über den Atlantik fuhren. Es waren 800 Seelen aus Großbritannien, Dänemark und Schweden. „Es war interessant“, schrieb William, „wenn man zusah, wie die Heiligen mit ganzen Bündeln von Blechgeschirr an Bord gingen. Manche trugen Strohmatratzen auf dem Kopf. Andere waren mit Paketen und Lebensmittelkörben aller Art beladen. Einige hatten alte Möbelstücke . . ., andere irgendein altes Bild von den Urgroßeltern.“

William fand es auch bemerkenswert, wie schnell unter der großen Menschenmenge Ordnung entstand. Die Leute wurden in Schiffsgemeinden eingeteilt, über die eigens dazu bestimmte präsidierende Älteste ernannt wurden. „Ich glaube nicht, daß sich dieselbe Anzahl von Nichtmormonen so schnell in eine solche Ordnung gefunden hätte", schrieb der erfahrene Seemann. „Nur der Geist des Herrn konnte eine solche Harmonie bewirken." Das Schiff lief am 13. Mai 1862 aus Liverpool aus.

Jeder Familie wurden Heimlehrer zugeteilt, und Bruder Lyman übertrug William die Verantwortung für sieben Auswanderer, darunter auch Elizabeth. Der Seemann bekam ihre Essensrationen zugeteilt, sorgte dafür, daß ihre Mahlzeiten gekocht wurden und verrichtete andere notwendige Dienste. Die lange, sechs Wochen dauernde Seereise – die See war unruhig und viele wurden seekrank – endete in Castle Garden in New York. Die Gruppe mußte durch die ärztliche Inspektion und stieg dann auf Züge in Richtung St. Louis um. Weil der amerikanische Bürgerkrieg gerade ins Rollen kam, „wurden wir mehrmals umverfrachtet", schrieb William. Einmal wurden wir in aller Eile auf einen Güterzug genötigt. Die Wagen waren mit Schweinen beladen gewesen und nicht gereinigt worden. Wir erstickten fast im Staub und hatten noch Tage danach den Geschmack im Mund."

Am Missouri angekommen, stiegen sie auf einen kleinen Dampfer um. Er legte spät in der Nacht in der Nähe von Council Bluffs an, und die Passagiere wurden mitsamt dem Gepäck Hals über Kopf in der Finsternis ausgeladen. Bei Tagesanbruch suchten die erschöpften Reisenden ihr verstreutes Gepäck zusammen und versammelten sich dann am Lagerplatz, den die Kirche für die Einwanderer eingerichtet hatte. Dort wurden sie vom Auswanderungsbeamten der Kirche, Joseph Young, in Fünfer-, Zehner-, Fünfziger- und Hundertergruppen eingeteilt. Als ehemaliger Soldat wurde William Hauptmann der Wache.

Wagen und Gespanne mußten bereitgemacht werden, Gepäck wurde verladen, man kaufte und verpackte Lebensmittel, und die Fuhrleute wurden eingeschult. Während dieser Vorbereitungen wurde das Lager von heftigen Stürmen, schweren Regengüssen und Gewittern heimgesucht. Das Vieh brach aus und flüchtete panikartig, wobei schwerer Schaden entstand. Zumindest zwei Heilige wurden vom Blitzschlag getötet, einige andere schwer verletzt.

Durch die Überflutungen wurden bis zu drei Meter tiefe Wildbäche ausgespült. Während eines Sturms wurde William als Hauptmann der Wache von einer Schwester zu Hilfe gerufen, die gerade unter einem eingestürzten Zelt ein Kind zur Welt brachte. Mutter und Sohn blieben Zeit seines Lebens in Utah mit ihm befreundet. Die Gruppe brauchte zwei, drei Tage, um sich von dem Unwetter wieder zu erholen, und viele fanden ihre Kisten und Säcke, die die Fluten fortgerissen hatten, nie wieder.

Ein gewisser Bruder Cooper, dem auffiel, wie geschickt William mit dem Vieh umging, stellte ihn an, um seine Ochsen einzufahren und sie später nach Utah zu treiben. Als Gegenleistung sollten William und Elizabeth für den Transport nichts bezahlen. Ein paar Tage darauf sagte der Dienstgeber jedoch, daß er nicht vorhabe, nach Zion zu gehen. William und Elizabeth sollten ihm viel-

Elizabeth

mehr helfen, in der Nähe eine Farm aufzubauen. Als William sich weigerte, mußten er und Elizabeth den Wagen verlassen und blieben ohne Lebensmittel und Trinkwasser sich selbst überlassen. Zum Glück kamen die Brüder Lyman und Charles C. Rich aus dem Westen gefahren und fanden das verlassene Paar am selben Abend. Sie vermittelten Elizabeth die Möglichkeit, mit einer Familie Wardell für 40 Dollar nach Utah zu fahren. Bruder Lyman bat jedoch William, mit ihm nach Florence zurückzukehren und bei dem von D.F. Kimball geführten Frachtzug mitzuhelfen. Elizabeths Verlobter willigte nur zögernd zu dieser Trennung ein:

„Ich glaube, das war die größte Prüfung, die ich bestehen mußte – meine Verlobte zu verlassen und umzukehren. Ich gab jedoch nach und gab ihr einen Abschiedskuß und einen halben Sovereign – das ganze Geld, das ich hatte – und sprang auf den Wagen und fort ging's. Das Herz war mir schwer, und ich überlegte hin und her, wie das alles wohl ausgehen würde. Bruder Rich sah, daß ich Tränen in den Augen hatte, und sagte, ich solle guten Mutes sein und Glauben haben, dann würde alles gutgehen."

Am ersten Abend im Lager sorgte er für Erheiterung, und noch Jahre später lachte man über jene Szene: William machte sich zum Schlafengehen bereit und langte in seinen Sack, um seinen Matrosenoverall herauszuziehen. Statt dessen hielt er spitzenverzierte Damenunterwäsche in der Hand. Seine Kameraden brüllten vor Lachen. Er hatte den Sack seiner Verlobten mit dem eigenen verwechselt! Zuletzt lachte aber vielleicht doch der Seemann: Während die übrigen Männer des Frachttrupps drei Monate lang auf dem harten Boden schliefen, ruhte William bequem in seiner Schiffshängematte, die er zwischen zwei Wagenrädern befestigte. In regnerischen Nächten deckte er sich mitsamt der Hängematte einfach mit einer Plane zu.

Die Landschaft wurde täglich eintöniger und die Fahrt beschwerlicher. In der Nähe des „Chimney Rock"* erkrankte und verendete ein Teil der Tiere, und man mußte forthin zwei Wagen an ein Gespann hängen. Dadurch konnten nur noch kurze Tagesstrecken bewältigt werden. William dachte schon, er würde nie nach Utah gelangen und Elizabeth wieder treffen.

An einem Samstag im Oktober fuhr der

---

* Ein markant aufragender Felsen in Wyoming, der den Pionieren als Wegweiser gedient hat.

Trupp endlich die Hügel bei Salt Lake City hinunter. Die Männer waren beeindruckt von dem schönen Sonnenuntergang über dem Großen Salzsee und der Stadt mit ihrem rechtwinkeligen Straßennetz, die sich unter ihnen erstreckte.

Als sie sich der Stadt näherten, winkte William jemand aus einer der nahen Hütten zu. Es war Schwester Wardell, die Frau, mit der Elizabeth nach Utah gereist war! William eilte hin, aber seine freudige Erwartung wurde schnell gedämpft. Sie teilte ihm mit, Elizabeth liebe ihn nicht mehr und wolle einen Polygamisten heiraten.

„Ich war wie vom Blitz getroffen", erinnerte er sich. Niedergeschlagen marschierte der junge Mann mit dem Trupp bis zum Talboden weiter, um dann für die Nacht zu den Wardells zurückzukehren. Die Frau wollte ihn überreden, ihre Tochter zu heiraten, doch er hatte kein Interesse. „Ich war fest entschlossen, meine Jugendliebe zu heiraten", sagte er.

In Centerville lebten Freunde aus Maldon, und so brach William früh am nächsten Morgen auf und marschierte die 20 km dorthin. Er kam am Abend an und „zu meiner großen Freude fand ich das Mädchen meines Herzens auf einer alten selbstgemachten Bettstatt schlafend. Sie sah wunderschön aus, wenn sie auch fast in Lumpen gekleidet war. Sie wachte auf, und ihre Freude war grenzenlos." Elizabeth erzählte ihm dann, daß Frau Wardell sie mit ihrem eigenen Sohn verheiraten wollte. Als dieser Versuch fehlschlug, warf sie das Mädchen hinaus und behielt alle ihre Kleider und ihre Bettwäsche, bis sie 40 Dollar für die Fahrt voll und ganz bezahlt hätte. Die Geschichte, daß Elizabeth William nicht mehr liebe, hatte Frau Wardell erfunden, in der Hoffnung, der Seemann werde in ihre Familie einheiraten.

William kehrte nach Salt Lake City zurück und führte sein Frachtgespann nach Springville, wo er seinen Lohn für drei Monate erhielt. Dann marschierte er nach Salt Lake City zurück, bezahlte die 40 Dollar Fahrgeld, holte seine und Elizabeths Sachen und konnte mit jemand nach Centerville zurückfahren. Zwei Wochen später waren die Verlobten verheiratet.

Durch schwere Arbeit schaffte sich das Paar ein schönes aus Ziegeln erbautes Haus und eine gutgehende Fleischerei in Salt Lake City. 1867 konnten sie für Elizabeths Familie die Auswanderung bezahlen. Ein Jahr später jedoch gaben die Woods ihr Haus und ihren Beruf auf, um eine schwierige Kolonisierungsmission in Arizona zu erfüllen. Vier Jahre später kamen sie mittellos zurück und zogen in ein desolates Erdloch, in Sichtweite ihres früheren Hauses.

1880 verließ William erneut ein gutgehendes Geschäft und seine heranwachsenden Kinder, um in seiner Heimat eine Mission zu erfüllen. Gegen Ende dieser ansonsten erfolgreichen Mission schrieb er:

„Ich habe meinen Angehörigen – meinem Vater, meiner Mutter, meiner Schwester und meinem Bruder – das Evangelium gepredigt, und obwohl niemand von ihnen gehorcht hat, mußten sie doch zugeben, daß sie die Lehre nicht widerlegen konnten. Auch sind sie nun der Ansicht, daß ich heute nicht das bin, wofür sie mich vor 20 Jahren gehalten haben . . . Als ich noch ein Junge war, behandelten mich alle meine Verwandten mit deutlichem Wohlwollen. Genauso haben sie sich gegenüber den Ältesten verhalten, die sie damals besucht haben.

Ich weiß, daß Gott sie dafür segnen wird."

Sechs Jahre nach seiner Mission brachte Elizabeth Wood im Alter von 42 Jahren ihr 13. Kind zur Welt, doch ein paar Tage später starben Mutter und Kind. William heiratete später noch einmal. Er zog mit seiner Familie nach Kanada, wo der Name Wood im Vieh- und Fleischgeschäft große Bedeutung gewann. Williams Sohn, Edward J. Wood, war viele Jahre lang Pfahlpräsident und Präsident des Tempels in Alberta.

Ein Jahr vor seinem Tod schrieb William Wood seine eindrucksvolle Lebensgeschichte nieder. Er hoffte, junge Leute in der Kirche würden von seinem Beispiel als Mormone und Seemann, Pionier und Missionar lernen, „daß sie keiner Versuchung nachgeben dürfen, die zu Ausschweifung oder Unmoral führt ..., selbst wenn sie den Ort verlassen müssen, wo sie im Evangelium gelehrt worden sind. Bete immer zum Herrn, sei es, daß der Diener des Herrn dich beruft, das Evangelium zu predigen, oder sei es, daß du in die Schrecknisse des Krieges gerätst. Vergiß nie, im stillen zum ewigen Vater zu beten. Er vergißt dich nicht." □

Umschlagseite: Papierfigur von Phyllis Luch

L.D.S. CHURCH
TRANSLATION SERVICES DEPT.
LIBRARY

NOV 24 1991